

Arno Pagel

Kurs
Australien
Südsee
Indien



BRUNNEN TASCHENBUCH



Arno Pagel

Kurs Australien — Südsee — Indien

Brunnen-Taschenbuch Nr. 10

Kurs
Australien - Südsee - Indien

Bilder und Begegnungen auf einer großen Reise

Von
Arno Pagel



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Umschlag: Hanns Langenberg
© 1964 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Vorwort

Im August, September und Oktober 1962 bin ich zu einer großen Reise unterwegs gewesen. Ich war zur 14. Welttagung der Jugendbünde für entschiedenes Christentum (EC) in Sydney in Australien eingeladen. Es ist begreiflich, daß ich diesen Zweck mit andern Zielen verband. Ich besuchte Missionsfelder, in denen Missionare, die im EC ihre geistliche Heimat haben, in der Arbeit für das Reich Gottes stehen. Ich wollte gern in Indien an Ort und Stelle hören und sehen, wie die Spenden der EC-Indienhilfe verwendet werden und was sie ausrichten helfen.

Australien und Indien waren Anfangs- und Endpunkt der Reise. Dazwischen bin ich auf der Insel Manus in der Südsee, in Hongkong und in Thailand gewesen. Von den Bildern, die ich gesehen, und von den Begegnungen, die ich gehabt habe, wird hier erzählt. Auch einiges, das ich von andern erfragt und gelesen habe, ist verwertet.

Mein Aufenthalt an den einzelnen Plätzen war verhältnismäßig kurz. Ich konnte unmöglich ein umfassendes Bild gewinnen, mich mit allen Problemen beschäftigen und zu allgemeingültigen Urteilen kommen. Ich will und kann nur meinen bescheidenen Erlebnisbereich schildern. Vielleicht hilft der schlichte Bericht aber doch diesem und jenem Leser, daß sich sein Blickfeld ein wenig weitert und daß er bereit ist, für die Sache Jesu in Liebe, Fürbitte und Opfer Verantwortung zu übernehmen.

Arno Pagel

AUSTRALIEN

Das Bild einer Welttagung

Die Jugendbünde für entschiedenes Christentum (EC; englisch: Christian Endeavour) sind einer der großen Jugendverbände im Bereich der protestantischen Kirchen. Nach den Aussagen des jetzigen Weltbundpräsidenten, des amerikanischen Bischofs Dr. Clyde W. Meadows, haben sie etwa drei Millionen Mitglieder und Freunde. In über fünfzig Ländern gibt es EC-Bünde, sie haben Heimat in etwa achtzig Kirchengemeinschaften (Denominationen). In Deutschland ist der EC vor allem die Jugendarbeit der landeskirchlichen Gemeinschaften.

Der EC ist von seinen Anfängen an eine Dienstschule für junge Christen gewesen. Bis heute lernen und wagen dort viele ihren ersten Einsatz für das Reich Gottes, und noch immer ist die Zahl derer erfreulich groß, die Gott aus der Mitarbeit in ihren heimatlichen Kreisen in den vollzeitlichen Dienst als Pfarrer, Missionare, Diakonissen usw. ruft. Der EC darf auch in aller Bescheidenheit darauf hinweisen, daß er unter seinen Gliedern immer ein großzügiges, weltweites ökumenisches Denken gepflegt hat. Durch viele Kirchen erstreckt sich seine Wirksamkeit, er bringt ihre jungen Glieder oft zu gemeinsamem Lob Gottes und zum Dienst für Jesus zusammen.

Alle vier Jahre wird eine Welttagung der Jugendbünde für entschiedenes Christentum durchgeführt. Die dreizehnte fand 1958 in Frankfurt am Main statt, und zur vierzehnten war für den August 1962 nach Sydney in Australien eingeladen worden. Bei diesem großen Treffen durfte ich dabeisein. Sydney war ein abgelegener Tagungsort, vor allem europäische Teilnehmer waren nicht viele zu erwarten. Die wenigen, die kamen, waren keine jungen Leute. Große Freude hatten alle an einer über achtzigjährigen Dame aus Irland. Sie hatte die weite Reise ganz allein auf einem Schiff gemacht und war

mit jugendlicher Frische wochenlang unterwegs gewesen. Sie hielt eine Morgenandacht und hatte ganz das Ohr der jungen Besucher. Als ich mich am Schluß der Tagung von ihr verabschiedete, sagte sie hoffnungs- und unternehmungsfroh: „Auf Wiedersehen, Pastor Pagel, bei der nächsten Welttagung in meiner Heimat Irland!“ Die 15. EC-Welttagung ist für 1966 in Belfast geplant.

Ich darf noch eine kleine Episode mit der alten Irin anfügen. Wir saßen beim Farewell Dinner (Abschiedsessen) für den nach fünfunddreißig Dienstjahren aus seinem Amt scheidenden Weltbundpräsidenten Dr. Daniel A. Poling. Ein australischer EC-Führer stellte die mancherlei Verdienste des Abschiednehmenden heraus. U. a. rühmte er, daß Dr. Poling acht Kinder aufgezogen hätte. Das sei bei einem Mann, der auf Grund seines Amtes viel unterwegs hätte sein müssen, eine achtbare Leistung gewesen. Da meldete sich unsere irische Dame mit dem Zwischenruf zu Wort: „Das Aufziehen der Kinder hat aber wohl vor allem Frau Poling besorgt!“ Gegen diese Behauptung konnte niemand Widerspruch erheben.

So klein verständlicherweise die Abordnung aus Europa in Sydney war, so bemerkenswert groß war die Teilnahme der Amerikaner. Dazu kamen einige Asiaten und dann die vielen aus Australien und von den Inseln im Pazifik. Neuseeland war z. B. gut vertreten. Viel genannt wurden die Tonga-Inseln, die eine Königin als Regentin haben, und diese ist eifriges EC-Mitglied.

Sehr bunt und reichhaltig war das Programm der Tagung. Das Thema hieß: „Jesus Christus — der Weg“. Es war eine Fortsetzung des Themas der Frankfurter Tagung: „Christus — das Licht der Welt“. In der Art der Durchführung wich man in Sydney von Frankfurt in manchem ab. Uns hatte 1958 daran gelegen, das Thema in seiner biblischen und praktischen Fülle zu entfalten. Die biblische Durchdringung fehlte in Sydney nicht. Doch war die eigentliche Themabehandlung auf die großen Abendveranstaltungen beschränkt. Den Tag hindurch löste man sich in viele Gruppen und Tätigkeiten auf. Praktische Themen aus der EC-Arbeit wurden in Diskussions-

form behandelt. Die politische Verantwortung des Christen wurde eingeschärft. Ausstellungen gaben einen Überblick über das, was evangelistisch, missionarisch, literarisch von den EC-Verbänden in der Welt getan und versucht wird. Es fehlten nicht die vielen Tees und Empfänge, die in den englischsprechenden Ländern zur aufgelockerten und familiären Gestaltung von Konferenzen gehören. Man zog zu evangelistischen Freiversammlungen in die großen Parks hinaus. Auch für mich war neben andern Diensten eine solche Kundgebung vorgesehen. Doch machte das in den Tagen der Konferenz recht unbeständige Wetter die Sache zunichte. Wir mußten in einem Saal zusammenkommen und blieben dort ohne die „Randsiedler“, die wir im Park zu erreichen gehofft hatten.

Die großen Abendversammlungen fanden in einer Räumlichkeit statt, deren Eigenart schwer zu beschreiben ist. Sie nannte sich Stadion, war aber ganz bedacht. Plakate wiesen darauf hin, daß sonst dort meist Veranstaltungen stattfinden mit sehr wenig geistlichem Charakter — bis hin zu wüsten Ringkämpfen, die man kaum noch Sport nennen kann. Die bescheidene Reklame für die EC-Welttagung nahm sich in der Fülle massiver Marktschreierei sehr fremdartig aus. Eine moderne, architektonisch schöne Halle, wie viele deutsche Großstädte sie besitzen, scheint Sydney nicht zu haben.

Der Anblick im „Stadion“ war aber doch jeden Abend schön und beeindruckend. Viele Leute, die sich tagsüber nicht frei machen konnten, strömten abends herbei — auch aus der Umgebung. Eine große Sängerschar lobte mit frischen Liedern Gott und rief in die Nachfolge Jesu und zum Dienst für ihn. Bis es zur Hauptansprache kam, wurde ein Vorprogramm von manchmal einer Stunde abgewickelt. Manches davon hätte für meinen Geschmack fehlen oder kürzer abgemacht werden können. Es mußten immer wieder Ehrengäste begrüßt werden. Der scheidende Weltbundpräsident Dr. Poling wurde mannigfach geehrt. Aber es gab auch wieder ein so kräftiges Wehen des Geistes Gottes, eine so klare, Gottes Heilstaten bezeugende und für Jesus werbende Verkündigung, daß man mit Freuden dabei war.

Bei der Weltbundtagung und auch später bei andern Versammlungen, an denen ich teilnahm, wurde immer wieder der Ruf zu einer Entscheidung für Jesus in einer ganz bestimmten Form laut. Man sollte nach vorn auf das Podium oder unter das Rednerpult kommen, wenn man zu dieser bestimmten Stunde Gott sein Leben weihen wollte. „Make your decision!“ — Triff deine Entscheidung! — hieß es immer wieder. Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, daß eine solche „decision“ nicht immer die klare biblische Bekehrung meinte. Es handelte sich vielmehr um irgendeinen, in dem Augenblick gewiß gutgemeinten Willens- oder Gefühlsentschluß, der aber nicht aus der eigenen tiefen Erfahrung von Sünde und Gnade kam. Das biblische Zeugnis, das dem Ruf zur Entscheidung vorausging, blieb manchmal dürftig. Der bloße Appell „Komm!“ überwog die Botschaft von dem herrlichen Heil, das Gott uns in Christus bereitet hat und zu dessen Annahme wir Bettler mit den leeren Händen eingeladen sind.

Das Seltsamste, was ich in dieser Hinsicht erlebte, war eine sogenannte „Citizenship Rally“. Dieses Wort ist schwer zu übersetzen. Es war eine Versammlung, in der die Herrschaft Christi auch über die Bereiche von Politik, Wirtschaft und Staat bezeugt und die Christen gemahnt wurden, überall christlich verantwortlich zu handeln und zu leben. Der Redner — ein australischer Pastor — griff recht massiv die amerikanische Politik an; er hatte auch am Verhalten der Bank von England in der Hitlerzeit — angeblich hat sie dem machthungrigen Diktator Kredite gegeben — allerhand auszusetzen. Und der Schluß war der Ruf zur „decision“. Der schien mir nach *dieser* Botschaft geistlich wenig am Platz zu sein. Es war eine reichlich gequälte Sache, als dann einige Leute vortraten. — Andererseits hörte ich mehrmals, wie unter der klaren und biblisch gefüllten Verkündigung von Billy Graham bei seinem letzten Australienbesuch viele eine echte „decision“ getroffen haben, die sich später im Leben der Nachfolge bewährt hat.

Das Bild der Konferenz in Sydney wurde entscheidend

von der Tatsache bestimmt, daß Dr. Daniel A. Poling das Amt des Weltbundpräsidenten in die Hände seines Nachfolgers, des Bischofs Dr. Clyde W. Meadows, übergab. Dr. Poling hat das hohe Amt fünfunddreißig Jahre lang innegehabt, er hat es gut verwaltet. Der Gründer der EC-Weltbewegung, Dr. Francis E. Clark, hat ihn in das Amt berufen. Dr. Poling ist jetzt achtzig Jahre alt. Gott hat ihm viele Gaben gegeben. Viele junge Menschen sind auf seinen Ruf hin in vielen Ländern der Erde in die Nachfolge Jesu und in den Dienst für Gottes Königreich eingetreten. Es war eindrucksvoll, wie Dr. Poling in seiner letzten Ansprache als scheidender Präsident die Augen und Herzen aller von sich weg zu Jesus wenden wollte. Er tat das, indem er uns die folgende Geschichte erzählte:

„Tom Hanney war einer meiner ältesten Freunde und Mitarbeiter im amerikanischen EC. Er hatte große Gaben und die Befähigung zur geistlichen Führerschaft. Wir wurden sehr enge Freunde. Bei der EC-Tagung in Los Angeles 1913 sahen wir uns zum letztenmal. Nach einer Abendversammlung machten Tom und ich einen langen nächtlichen Spaziergang. Ich sagte ihm, daß der amerikanische EC ihn brauche und daß Dr. Clark vorhabe, ihn bald in eine verantwortungsvolle Aufgabe zu rufen. Da blieb Tom stehen und sagte: ‚Nein, Daniel, das ist nicht mein Weg. Ich gehe nach Afrika.‘ Ich war verwirrt und bestürzt und keineswegs von der Richtigkeit seines Weges überzeugt: ‚Nein, das kann nicht sein! Du gehörst in unsere EC-Bewegung in Amerika! Ich kenne keinen andern, der wie du die Gabe und Aufgabe hat, in ihr zu dienen. So denkt auch Dr. Clark.‘ Tom schüttelte den Kopf: ‚Nein, ich gehe nach Afrika. Dorthin ruft mich mein Herr. So wundervoll ein Ruf von Dr. Clark ist, der Ruf Christi ist herrlicher, und er ist endgültig. Ich gehe nach Afrika in ein Dorf, wo man noch nie den Namen Jesus gehört hat.‘

Und Tom ging. Es ist menschlich unbegreiflich, daß Tom in Afrika nur noch weniger als ein Jahr lebte. Er hatte gerade die ersten guten Fortschritte in der Sprache jenes Stammes gemacht, als er an einem bösen Fieber starb. In der kurzen

Zeit hatte er die Liebe der Leute, der Männer und der Frauen, der Alten und der Jungen gewonnen. Nie hatten sie den Namen Jesus gehört, bis sie ihn von seinen Lippen vernahmen. Weinend und betend knieten und standen sie in der Nähe der Hütte, in der dieser strahlende junge Zeuge im Sterben lag. Sie hörten ihn wieder und wieder in ihrer Sprache seine letzten Worte sagen: „Und nun, meine Freunde, lasse ich euch Auge in Auge mit Jesus zurück.“

Dann schloß Dr. Poling: „Und so steht heute abend bei meiner letzten Ansprache als Präsident des EC-Weltverbandes Tom Hanney neben mir, und er gibt mir die Worte, die ich als letzte sagen soll nach fünfunddreißig Jahren in meinem Amt: ‚Nun, meine Freunde, lasse ich euch Auge in Auge mit Jesus zurück.‘“

Was ist das für ein Segen für eine Jugend-Weltbewegung, wenn ihr scheidender Führer ihr noch einmal den Namen über alle Namen nennt und sie, wenn er geht, Auge in Auge mit dem immer Bleibenden zurücklassen will: mit Jesus!

Der neue Weltbundpräsident, den wir in Sydney gewählt haben, hat es uns sofort erfreulich deutlich gesagt, daß er niemanden an sich binden, daß er nicht hoch von sich halten, daß er junge Menschen zu *Jesus* rufen will — zu ihm, der der Weg ist. Dr. Meadows ist einer der beiden Bischöfe einer verhältnismäßig kleinen amerikanischen Kirchengemeinschaft, der „United Brethren in Christ“ (Vereinigte Brüder in Christus). Die Kirche hat ihren Ursprung in einer Erweckungsbewegung unter deutschen Einwanderern vor langer Zeit. Bischof Meadows ist dreiunddreißig Jahre lang Pfarrer einer Gemeinde in Chambersburg in Pennsylvanien gewesen. Er hat ihre Gliederzahl von ganz kleinen Anfängen auf über 1 300 heranwachsen sehen. Gott hat ihm ein kraftvolles Zeugnis von der großen Liebe geschenkt, die den eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Ich bin fröhlich von der Tagung in Sydney geschieden, weil ein wirklich geistlicher Mann der dritte Präsident der über 80 Jahre alten EC-Weltbewegung geworden ist.

Die Botschaft des Erzbischofs

Dr. Hugh Rowland Gough ist der anglikanische Erzbischof von Sydney und das Oberhaupt der gesamten anglikanischen Kirche auf dem australischen Kontinent. Er ist aus England gekommen. Dort habe ich ihn schon einmal vor einer Reihe von Jahren auf einer EC-Tagung gehört. Die anglikanische Kirche ist eine Kirche mit einem starken Traditionsbewußtsein. In ihr spielt die Liturgie oft eine größere Rolle als die Predigt. Mit der Pracht ihrer Formen und Gewänder, aber auch mit mancherlei in ihrer sonstigen Praxis und in ihrer Lehre steht sie der römisch-katholischen Kirche näher als der übrige Protestantismus. Man spricht von einem katholischen Flügel in ihr. Es gibt aber auch eine Richtung, die man „evangelical“ nennt, in der das biblische Zeugnis von Jesus und seinem allgenugsamen Heil klar bewahrt und verkündigt wird. Der Erzbischof von Sydney ist ausgeprägt „evangelical“. In England hatte er eine lebendige Beziehung zu der bekannten Keswick-Konferenz, in der die Fülle dessen, was wir in Christus haben, das beherrschende Thema ist. Er bekannte sich auch zur erwecklichen Studentenbewegung. In Australien hat er sich nicht geändert. Es war für die klare geistliche Ausrichtung der EC-Welttagung in Sydney ein Segen, daß Erzbischof Gough sich ganz hinter sie stellte und daß er selber an einem Abend eine Botschaft brachte: die Botschaft von Jesus Christus, dem Weg zum wirklichen Leben. Hier sind die wesentlichen Gedanken:

Die Menschen denken, daß das Glück in der Erfüllung der natürlichen Wünsche liegt, in dem Genuß materieller Freuden, in der Durchsetzung und Erhöhung des eigenen Ich. Jesus Christus aber erklärt: „Wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden. Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Mit andern Worten: Lebensfülle, wahres Leben erfährt man nur in der Drangabe des Selbst.

Hören wir die Stimmen von Menschen, die den Reichtum in Gott nicht gekannt haben:

Lord Byron, der hochbegabte junge englische Dichter, gab sich an ein Leben des Vergnügens hin. Kurz bevor er starb, sagte er: „Der Wurm, der Krebs, der Kummer — das ist alles, was ich habe.“

Lord Beaconsfield, der hervorragende Ministerpräsident während der Regierungszeit der Königin Victoria, der überall Ruhm und Anerkennung gewann, sagte vom Leben: „Jugend ist Irrtum, Mannesalter Kampf, Alter Bedauern.“

Jay Gould, der amerikanische Millionär, sagte, als er starb: „Ich bin sicherlich der elendeste Wicht auf der Erde.“

Alexander der Große, der berühmte griechische Herrscher und Feldherr, hatte die damals bekannte Welt erobert. Er, der noch junge Mann, saß in seinem Zelt und weinte, weil — wie er sagte — „es keine Welten mehr zu erobern gab“.

Voltaire, der gescheite französische Gottesleugner und Philosoph des 18. Jahrhunderts, glaubte, man könne das Glück sich sichern, wenn man es ablehne, an die Existenz Gottes zu glauben. Aber vor dem Ende seines Lebens schrieb er: „Ich wünschte, ich wäre nie geboren.“

Welch ein Gegensatz, wenn wir jetzt an einen Menschen denken, der nichts von dem hatte, was diese Männer besaßen! Er gab die irdische Freude, den Reichtum, die gute Stellung und Laufbahn auf und verbrachte seine Zeit damit, lange, gefährliche, mühsame Reisen zu machen, um den Menschen zu helfen. Es ist der Apostel Paulus, der im Gefängnis sang, während sein Rücken von der Qual der Geißelhiebe wund war, und der rief: „Freuet euch in dem Herrn allewege!“ Er rühmte sich seiner Leiden und Schwachheiten und erklärte: „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus.“ Er schaute tapfer dem Märtyrertod ins Antlitz und sagte: „Ich werde schon geopfert, und die Zeit meines Abscheidens ist gekommen. Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe Glauben gehalten.“ Was war das Geheimnis im Leben dieses Mannes? Er sagt es uns sehr schlicht: „Christus ist mein Leben.“ Diese

Erfahrung des Paulus veranschaulicht die Wahrheit der Worte unseres Herrn, die uns in Joh. 17, 3 berichtet sind: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen.“

Wenn wir im einzelnen verstehen wollen, was Jesus meint, wenn er sagt: „Ich bin der Weg“ — der Weg zum wahren Leben —, dann müssen wir auf die Bergpredigt hören, die revolutionärste Rede, die je gehalten worden ist. Sie steht allen menschlichen Ideen und Idealen entgegen.

„Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.“ Geistlich arm sein ist genau das Gegenteil vom Selbstvertrauen, das die Menschen immer für das Geheimnis des Erfolgs gehalten haben. Es bedeutet, die eigene Ohnmacht zu erkennen, es ist ein Gefühl der Unwürdigkeit vor Gott, das Bewußtsein einer schrecklichen Not und Bedürftigkeit. Aber nur in dieser inneren Haltung ist der Eintritt in das Königreich der Himmel möglich. Wir sind ganz hilflos, uns selber zu retten. Wir werfen uns zu Füßen des Kreuzes unseres Heilandes nieder und empfangen dort, was unsern Mangel ausfüllt: Vergebung, Reinigung, Berufung zu Gottes Reich.

„Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden.“ Leid kommt über jeden von uns in der einen oder andern Form. Aber das, was dem Menschen, der allein steht, das Herz bricht, bringt den, der seine Last auf den Herrn wirft, in die immer tiefere und köstlichere Erfahrung der Nähe Christi.

„Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“ Die Welt drängt die Menschen, daß sie ihre Würde und Ehre vertreten, daß sie sich für sich selber einsetzen, auf ihren Rechten bestehen. Christus sagt das genaue Gegenteil: Sei demütig, geduldig, freundlich! Solche Kennzeichen, wie vergeben können, zeigen, daß ein Mensch über sich selber Herr ist. Er ist kein Sklave von Zorn und leidenschaftlichem Aufbegehren, er hat Sieg über die Sünde, er herrscht als ein Kind Gottes.

„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.“ Der Mensch, der sich sättigt

mit irdischem Vergnügen, hat kein Verlangen nach geistlicher Erfahrung. Er gibt sich mit dem Zweit- und Drittbesten zufrieden. Der Mensch dagegen, der nach Gott hungert, der einen geistlichen Appetit hat, ist göttlich unzufrieden und läßt sich nicht mit irgend etwas abspeisen. Nichts als das Beste genügt ihm. Bete um geistlichen Hunger! Es führt zu großer geistlicher Freude.

„Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Barmherzigkeit ist Liebe, die tätig wird und sich vor allem denen zuwendet, die sie nicht verdienen. Wir sind Gottes Barmherzigkeit nicht wert, aber wir empfangen sie. Wenn wir das wissen, ist es uns klar, daß wir andern Barmherzigkeit und Freundlichkeit erweisen müssen. Indem wir das tun, empfangen wir etwas von jener Freude, die Gott hat, Menschen zu retten. Und diese Freude des Herrn wird unsere Stärke.

„Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Reinheit des Herzens bedeutet die Schlichtheit und Klarheit in unserm Lebensziel: daß wir auf Gottes Ehre sehen und *einem* Herrn dienen und nicht zwei. Die Weisheit dieser Welt rät das Gegenteil: Du mußt viele Eisen im Feuer haben. Übertreibe dein Frommsein nicht! Versuche, dich in beiden Welten einzurichten! Aber wir können nie wirklich sehen, wenn wir in zwei Richtungen zu schauen versuchen. Die Beweggründe und Ziele unseres Lebens müssen klar und durchsichtig sein.

„Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind.“ Verfolgt und geschmäht werden auf diesem Weg mit Jesus, bedeutet, daß wir in guter Gesellschaft sind. Wir sind dann Bürger des Himmels, wir sind eins mit dem Volk Gottes. Vor allem bedeutet es, daß wir eins sind mit Christus, dem am meisten Verachteten und Verworfenen

unter allen Menschen, eins mit dem gekreuzigten Heiland. Eins mit Christus! Das ist Vollkommenheit! Das ist Leben!

Wir alle haben zwei Wege vor uns. Der eine Weg ist breit und leicht. Es bedarf keiner Anstrengung, um auf ihm zu gehen. Die Aussichten scheinen angenehm und verlockend zu sein. Der Weg ist leicht zu gehen, weil es den Berg hinunter geht. Hinunter und immer weiter hinunter bis in die Tiefen des Untergangs!

Der andere Weg ist eng und rauh. Es ist mühsam, darauf zu gehen; denn es geht immer bergauf. Der Weg führt höher und höher — hin zu Gott. Es ist der Weg, den der Heiland betrat, als er sein Angesicht wandte, stracks nach Jerusalem zu wandeln, hin zum Kreuz. „Um der Freude willen, die vor ihm war, erduldet er das Kreuz und achtete der Schande nicht und hat sich gesetzt zur Rechten auf den Stuhl Gottes.“

Vorwärts, wage es und halte aus,
es ist nur eine kleine Wegstrecke,
dann folgen wunderbare Worte des Willkommens —
und dann: das Angesicht Gottes. — — —

So malte der Erzbischof den Leuten die beiden Wege vor die Augen und warb sie für den schmalen Weg, auf dem in unsere Armut und Schwachheit die Fülle, die Kraft, das Leben Christi eingesenkt wird. Er warb für den Weg nach oben — zur Herrlichkeit — zum ewigen Ziel —, wo wir Gott sehen werden, wie er ist und sein Bild vollendet an uns tragen. Als an diesem Abend, der im Programm „Familienabend“ genannt war, zur Entscheidung, zur „decision“ gerufen wurde, da spürte man die Gegenwart und das Ziehen des göttlichen Geistes. Und Menschen kamen — um den königlichen Weg mit dem Heiland zu beginnen.

Dr. Gough ist ein anglikanischer Erzbischof. Er trägt die prunkvollen Bischofsgewänder seiner Kirche. Aber er ist ein schlichter, bevollmächtigter Zeuge Jesu Christi. Er kennt das tiefe Geheimnis: Leben, wahres Leben, Leben in der Fülle — das ist Christus!

Die Bischofskirche ist die St.-Andreas-Kathedrale. Einige

Versammlungen und Gottesdienste der Tagung fanden dort statt. Ich habe auch dort gepredigt. Die liturgischen Zeremonien verlangten es, daß ich mit den Pfarrern und Chorknaben der Kathedrale in einem feierlichen Zug in die Kirche geleitet wurde. Man hatte mir einen Predigtmantel umgehängt. Als ich auf der Kanzel stand, verneigte sich der Küster vor mir. Das sollte der Würde des Amtes gelten. Aber dann war ich so froh, daß ich nur ein schlichter Zeuge meines Herrn sein durfte, der das Evangelium weitersagte — geradeso wie der berühmte Erzbischof. Wenn man hinter fremdartigen Formen spürt, daß das Wesen, die Botschaft, der Glaube „evangelical“ ist, dann ist man zu Hause — auch in einer anglikanischen Kathedrale, auch zu Füßen eines erzbischöflichen Würdenträgers.

Natur und Landschaft

Sydney, der Ort der EC-Welttagung, ist die Hauptstadt des australischen Bundesstaates Neusüdwales (New South Wales). Sie hat über zwei Millionen Einwohner. Fahrten und Besuche brachten mich noch in andere Städte und auch in ländliche Gegenden von Neusüdwales. Dort gab es grüne Fettweidelandschaften zu sehen, die Hauptgebiete der australischen Milchwirtschaft. In dem relativ schmalen Küstenstreifen ballt sich die Bevölkerung zusammen. Nur die Randbezirke Australiens können dichter bewohnt sein. Im Innern (rund 85% der Gesamtfläche) ist die Bevölkerungsdichte geringer als 0,4 Einwohner je Quadratkilometer. Sehr große Teile sind überhaupt unbewohnt. Die Verstädterung ist im steten Fortschreiten. Der Anteil der in den Städten lebenden Bevölkerung erreichte 1960 knapp 79%.

Ich bin über weite ausgedörrte Steppen- und Wüstengebiete hinweggeflogen, habe sie aber nicht in eigener Anschauung kennengelernt. Das wenige, das ich von Australien sah, war z. T. so interessant und eigentümlich, daß die Bilder in der Erinnerung haften. Drei weitere australische Bundesstaaten besuchte ich außer Neusüdwales: Victoria, Südaustralien und Westaustralien. Am dichtesten besiedelt ist Victoria mit der

Hauptstadt Melbourne, die bald die Einwohnerzahl von zwei Millionen erreichen wird. In Victoria ist die landwirtschaftliche Nutzfläche groß. Es dehnen sich die Weizenfelder, die Obstplantagen, die Viehweiden.

Am menschenleersten erlebte ich das riesige Westaustralien, dessen Fläche ein Drittel des gesamten Erdteils einnimmt. Keine 750 000 Menschen leben in diesem riesigen Gebiet, davon 420 000 in der Hauptstadt Perth. Von Perth aus machte ich mit einem Pastor und einem jungen Journalisten eine Fahrt von einigen hundert Kilometern in die Weite des Landes hinaus. Die ganz einsamen Gebiete erreichten wir dabei nicht. Aber immer wieder waren wir drei für lange Strecken ganz allein im Busch. Das Auto, das dem Journalisten gehörte, war nicht von der neuesten Bauart. Der Motor lief sich immer wieder heiß und mußte mit kühlender Wasserzufuhr besänftigt werden. Es kam auch vor, daß er ganz streikte und wir in der Einsamkeit steckenblieben. Aber er ließ sich doch immer wieder nach kürzeren oder längeren Manövern zur Weiterfahrt bewegen. Von meinen beiden Begleitern war der technisch begabtere zweifellos der Pastor. Der Besitzer, der Journalist, wußte oft nicht weiter, aber dem Theologen gehorchten die Drähte und Ventile immer wieder. Der gute Mann war übrigens Seelsorger einer Gemeinde mit — sage und schreibe — achtundsiebzig Gliedern! Das ist eine besonders kleine Mitgliederzahl, aber viele Pfarrer haben nicht mehr als hundert Leute zu betreuen. Das freikirchliche System Australiens — und auch Amerikas — kennt nicht die Riesengemeinden der europäischen Volks- und Staatskirchen.

Während des Aufenthalts in Westaustralien lernte ich manches von der Eigenart von Land und Leuten kennen. Da sah ich z. B. die riesigen Schafherden, deren Wolle Australiens größter Reichtum und Ausfuhrartikel ist. Es war schön und originell, als wir bei unserer Fahrt auf einmal am Wegrand zu einem uns zur Ehre und Freude bereiteten Mahl im Freien aussteigen mußten. Aus der ganzen Gegend waren ältere und jüngere Leute vom australischen EC zusammengekommen, um uns zu grüßen. Fast alle waren Farmer und Viehzüchter.

Ich versuchte, ihnen gegenüber etwas den europäischen landwirtschaftlichen Sachverständigen zu spielen und mich über ihre Arbeit und ihre Probleme zu informieren. Es gab eine herrliche Mahlzeit in fröhlicher Atmosphäre. Ein anderes Mal war der Tisch in einer ländlichen Kirche gedeckt. Zum Spielen war sogar ein kleines Känguruh dabei, an dem ich meine Freude hatte.

Einmal übernachtete ich auf einer Farm. Dort wurde der große Viehbestand nur von Vater und Sohn betreut. In den letzten Nächten hatte es im Stall reichlich Nachwuchs gegeben, so daß die beiden wenig Schlaf gefunden hatten. Die Mutter waltete nur im Hause, das sich durch ein großartiges, malesisches Durcheinander auszeichnete. Ich habe mich aber auf dieser stillen, abgelegenen Farm sehr wohl gefühlt. In den Ställen und auf den Weiden freute ich mich über einige prächtige, ganz weiße Kälbchen, wie ich noch keine in meinem Leben gesehen hatte. Und im Hause staunte ich über die 92jährige Mutter der Farmerin, die erst vor ganz kurzer Zeit zum lebendigen Glauben an Jesus Christus gefunden hatte. Es ist ein ganz besonderer Triumph der Gnade Gottes, wenn ein so alter Mensch noch das Heil findet und fassen kann. Das ist nicht häufig. Viele alte Menschen werden immer härter und bitterer und unzugänglich für das Evangelium. Darum wollen wir das junge Volk rufen und bitten, sich so früh und so gründlich wie möglich zum Heiland zu bekehren. Aber hier pries eine alte Frau an ihrem Lebensende noch die Wundermacht der Gnade.

Ich darf noch von einigen typisch australischen Naturbildern und Freuden berichten. Ich kam nach Australien, als im August der Winter zu Ende ging. Nicht alle Teile des Kontinents kennen den Wechsel der Jahreszeiten, wie wir ihn in Europa gewöhnt sind. Wo die Jahreszeiten einigermaßen ausgeprägt zu erleben sind, stellen sie das Gegenteil von der uns bekannten Ordnung dar. Wenn wir Weihnachten feiern, sind in Australien Sommer und Hitze auf dem Höhepunkt. Wenn wir uns des Sommers freuen, kann es drüben ungemütlich kalt sein. Es war also in Sydney und Melbourne Winterausklang.

Ich konnte mich nicht satt sehen, wie im Garten eines Gastgebers ein Pflaumenbaum jeden Tag reichlicher seine Blüten entfaltet. Kahle Bäume sind im australischen Winter nur wenige zu sehen. Die meisten Bäume tragen das ganze Jahr ihren grünen Schmuck. Irgend etwas blüht auch immer. Als eine ganz besonders interessante Erscheinung staunte ich in einem Garten einen Zitronenbaum an, an dem sich herrliche, große, reife Früchte, kleine grüne, im Wachstum begriffene und auch noch Blüten zeigten. Alles zur selben Zeit! So ist das mit den Zitronen. Man kann sie das ganze Jahr hindurch ernten.

Eukalyptusbäume und Akazien sind in den verschiedenartigsten Formen und Größen charakteristisch für die australische Pflanzenwelt. Von den ersteren gibt es ungefähr sechshundert, von den letzteren vierhundert Arten. Wunderschön ist das gelbe Blühen der Wattle-Bäume, das den australischen Frühling beherrscht. Weinstöcke sind von deutschen Einwanderern im vorigen Jahrhundert aus ihrer Heimat mitgebracht worden. Ich sah sie in großen Gärten gepflanzt in der Ebene bei Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien. Dort ist die Heimat der lutherischen Kirche in Australien. Die Lutheraner sind meistens deutscher Abstammung. Als wir durch die Ortschaften des Weinanbaugebietes fuhren, sahen wir überall an den Geschäften deutsche Namen. Natürlich sind die Bewohner jetzt alle gute Australier. Als aber mein Gastgeber zwei junge Mädchen, die deutscher Abstammung zu sein schienen, ansprach, konnten sie noch ein wenig mit deutschen Brocken aufwarten.

Die Berlin-Krise und die Christen

Diese wenigen Bilder aus der australischen Natur und Landschaft mögen genügen. Ich habe in den wenigen Wochen meines Aufenthalts nicht allzuviel sehen können, und Landschaftsschilderung ist ja auch nur ganz am Rande Aufgabe dieses Büchleins. Nun will ich noch etwas von Begegnungen mit australischen Christen erzählen und von einigen Diensten, die ich unter ihnen tun durfte.

Überall, wohin ich zu Versammlungen eingeladen war, machte man nicht wenig Propaganda für den deutschen Gast und Sprecher. Dabei wurde auf Plakaten und Einladezetteln manchmal etwas dick aufgetragen. Wie staunte ich z. B., als ich bei einer Ankündigung in Adelaide las: „Arno Pagel . . . christlicher Diplomat . . .“ Diesen Titel hatte ein Mann für mich gewählt, den ich einmal vor Jahren bei seinem Europabesuch kennengelernt und mit dem ich seitdem im Briefwechsel gestanden hatte. Er war für die Vorbereitung der Versammlung in Adelaide verantwortlich. Er meinte es in seiner Art gut, aber mir kam die Bezeichnung, die sicherlich lobend gemeint war, doch etwas fragwürdig und verdächtig vor. Diplomatie ist mit der Einfalt, Geradheit und Schlichtheit, die Kennzeichen eines Jüngers Jesu sein sollen, nicht ohne weiteres vereinbar. Die Methoden, mit denen in Australien oder Amerika für jemand, der nur ein schlichter Zeuge seines Herrn sein möchte, geworben wird, haben mich je und dann etwas peinlich berührt.

Man will Besuchern eine möglichst große „publicity“ geben. Die Öffentlichkeit soll von ihnen Kenntnis nehmen. So waren immer Zeitungsreporter, manchmal auch der Rundfunk zur Stelle, wenn mich meine Freunde irgendwo am Flughafen abholten. Es kam dann darauf an, daß man das äußere Drum und Dran durchstieß und etwas von der eigentlichen Botschaft sagte, die einem aufgetragen war. Zeitungs- und Rundfunkleute wollten mir vor allem Äußerungen zur Politik oder auch zur kirchlichen Lage in Deutschland entlocken. Es ergab sich dann aber doch immer wieder die Gelegenheit, ein Zeugnis von Jesus anzubringen. Ich staunte, wie der Rundfunk in ganz anderm Umfang als bei uns in den Dienst der Verkündigung des Evangeliums gestellt wird. Der staatliche Rundfunk räumt zwar religiösen Sendungen keinen sonderlich breiten Raum ein, aber die Kirchen und viele christliche Vereinigungen haben ihr eigenes Rundfunkprogramm, das oft klare Evangeliumsbotschaft weit ins Land hinausstrahlt.

Meine Gastgeber präsentierten mir an allen Orten das, was sie ein „busy programme“ (ein gut ausgefülltes Programm)

nannten. Dabei konnte es vorkommen, daß sie mir vorher nicht im einzelnen mitteilten, was alles auf mich wartete. So erfuhr ich einmal nach einem langen und ermüdenden Flug, daß in einer guten Stunde die Studenten einer großen Pfarrerausbildungsstätte auf meinen Besuch warteten, das Bild des deutschen kirchlichen und geistlichen Lebens dargestellt haben und mir dann mit Fragen zusetzen wollten. Und das alles in englischer Sprache! Man hat es glücklicherweise meistens nicht mit allzu kritischen Leuten zu tun. Australien ist ja weit weg von Europa, und unsere Fragen und Angelegenheiten sind seinen Bewohnern nicht unmittelbar vertraut, so daß auch eine manchmal etwas lückenhafte Auskunft befriedigt.

Das soll nun nicht heißen, daß ich die Gastgeber und Besucher nicht nach besten Kräften mit der wirklichen geistlichen, theologischen und kirchlichen Lage Deutschlands, so wie ich sie meine erkennen zu können, bekannt zu machen versuchte. Auch gelegentliche politische Äußerungen scheute ich nicht. Besonders interessiert waren meine australischen Freunde an dem Berlin-Problem und an der Situation der Gemeinde Jesu und dem Zeugnis des Evangeliums in Mitteldeutschland. Manchen Hörern spürte man es ab, daß sie nicht in einer behaglichen und problemlosen australischen Isolierung an den Dingen des weltweiten Reiches Gottes, an den notvollen Wegen und Kämpfen der Gemeinde Jesu in andern Ländern vorbeileben wollen. Sie möchten bewußt in der Schar drin stehen, von der es in der Bibel heißt, daß in ihr einer des andern Last trägt.

Schon rein „augenfällig“ konnte ich die Anteilnahme für Berlin wecken. Es hatten mir nämlich EC-ler aus Berlin-Spandau einen Wimpel mitgegeben, der die Aufschrift trug: „Berlin grüßt Sydney.“ Dazu gehörte als Bibelwort: „Wir sind nicht von denen, die da weichen“ (Hebr. 10, 39). Diesen Wimpel entfaltete ich zum erstenmal in Sydney und zeigte ihn dann an manchen andern Orten als einen Gruß und ein Bekenntnis junger Christen aus Deutschlands zerrissener alter Hauptstadt, die für ihren Herrn und sein Reich tapfer im Glauben und im Dienst stehen wollen.

Die größte Versammlung — außerhalb Sydneys — fand in Perth, der Hauptstadt Westaustraliens, statt. Die Gastgeber hatten als Thema gewünscht und gewählt: „Die Berlin-Krise und die Christen.“ Ein großer Theatersaal war der Ort der Veranstaltung. Der Landwirtschaftsminister des Bundesstaates Westaustralien, ein eifriger Christ, war anwesend. Die Leitung hatte ein Parlamentsmitglied aus der gesamt-australischen Bundeshauptstadt Canberra. Er meinte hinterher, er möchte mich am liebsten noch einladen, vor dem außenpolitischen Ausschuß des Parlaments zu sprechen. Ob das mehr als unverbindliche Höflichkeit war, konnte ich nicht beurteilen. Bombastische Äußerungen dieser Art sind in Australien — auch in Amerika — nicht selten.

Die Aufmerksamkeit bei meinem Vortrag war gut und ermutigend. Ich versuchte zu zeigen, wie die Lage in Berlin und besonders das Vorhandensein der „Mauer“ ein bedrückend notvolles menschliches Problem ist: Engste Familienbeziehungen sind grausam zerrissen. Dann sprach ich von den politischen Spannungen und ungelösten Fragen zwischen Ost und West, die die unnormale Lage der „Mauer“ geschaffen haben. Und dann tat ich etwas, was nur ganz behutsam geschehen kann. Ich sagte meinen australischen Zuhörern, daß die Mauer neben dem persönlich-menschlichen und dem spannungsvoll-politischen Blickpunkt noch einen dritten habe. Und der habe es mit der Tatsache zu tun, daß Gott ein heiliger Gott ist und daß Spuren seines Eifers und seines Gerichts auch der Weltgeschichte und den Wegen der Völker eingeprägt sind. Ich fragte, ob die Mauer nicht damit zusammenhängen könne, daß das deutsche Volk — dessen Schuld ich mittragen will und muß — so grausam an Juden und andern Menschen und Rassen gehandelt hat. Wir haben Millionen hinter den Stacheldraht von Todes- und Vernichtungslagern verbannt. Nun quält uns der furchtbare Anblick von Mauersteinen und Stacheldraht, der Millionen unserer Landsleute im Osten von uns trennt.

Ich habe das alles sehr zurückhaltend und vorsichtig, als aus dem Glauben kommende Frage und nicht als geschichts-

wissenschaftliche Behauptung gesagt. Gottes Wege und Gerichte bestimmen und deuten — wer vermag das schlüssig und unfehlbar? Die Australier haben nachdenklich zugehört.

Sehr erstaunt war ich über das Schlußwort des Versammlungsleiters, des besagten Parlamentsabgeordneten. Der Sinn und Inhalt war: Wenn je eine Zeit ganze, entschiedene Christen brauche, dann die unsere, die auf allen Gebieten so viele Fragen und Konflikte in sich schließe. Wenn nun einer der Zuhörer, der es bis heute nicht gewesen sei, solch ein klarer, ganzer Jünger Jesu werden wolle, dann solle er jetzt tapfer aus der Menge heraustreten und seine „decision“, seine Entscheidung für Gott, treffen. Tatsächlich, es kamen einige. Es war ein für mich seltsamer und völlig unerwarteter Abschluß der Versammlung über „Die Berlin-Frage und die Christen“, daß ich nun noch in persönlicher Seelsorge zeigen durfte, wie man im Glauben an Jesus Gottes Kind und seines Heils gewiß wird.

Andere Versammlungen, die ich hielt, waren reine Evangelisationsversammlungen oder Stunden, die zur Weihe und Dienstbereitschaft für die Sache Gottes riefen. Immer war der Besuch gut und die geistliche Anteilnahme und Aufmerksamkeit erfreulich. Fröhliche, auflockernde Einlagen, wie die Australier — geradeso wie die Amerikaner und Engländer — sie lieben, fehlten nicht. Als Andenken an den jeweiligen Besuch wurde mir feierlich ein Geschenk überreicht. Im gedruckten Programm war das als „Presentation to Rev. (Pfarrer) Pagel“ angekündigt. Einmal war der Überbringer einer solchen Erinnerungsgabe ein besonders lustiger Mann. Er meinte, wer in Australien sei, müsse auch einmal ein Känguruh fangen. Da es bei mir dazu auf freier Wildbahn in der Wüste oder Steppe vielleicht nicht reiche, könne solches Fangen auch einmal in einen Saal verlegt werden. Dann öffnete er ein Paket, heraus kam ein Känguruh aus Holz, die Arbeit eines australischen Eingeborenen. Er warf es mir zu, ich fing es auf. Nun gehörte zu meinen australischen Erlebnissen also auch das Fangen eines Känguruhs.

Die „Aborigines“

Ich sagte eben, daß das Geschenk die Arbeit eines australischen Eingeborenen gewesen sei. „Aborigines“ ist der Name für die noch etwa 40 000 über ganz Australien verstreuten Überlebenden der australischen Urrasse. Dazu kommt eine etwas größere Zahl von „part-aborigines“, Mischlingen. Man schätzt für das Jahr 1788, als die ersten Ansiedlungen von Europäern auf dem fünften Kontinent entstanden, die Zahl der Ureinwohner auf nicht mehr als 300 000. Dieser zahlenmäßig kleinen Bevölkerung gehörte der ganze Erdteil. In der oft spannungsvollen Begegnung und Auseinandersetzung mit der weißen Zivilisation ist die Zahl der „aborigines“ ständig gesunken. Die Weißen, die die Eingeborenen oft in überheblicher und grausamer Erobererart behandelten, abknallten und unterdrückten, vertrieben sie aus ihren natürlichen Wohngebieten in immer entferntere Gegenden — bis hin in Einöden und Wüsten, in denen ein menschliches Wesen wirklich kaum noch vegetieren, geschweige denn leben konnte.

Die Eingeborenen waren ursprünglich Nomaden, die Männer gaben sich der Jagd hin, und die Frauen sammelten, was die Natur an Wurzeln und Gewächsen, auch an Käfer- und Würmernahrung hergab. Jede Form von Bodenbebauung und -ausnutzung blieb ihnen fremd. Sie waren immer unterwegs. Was sie als flüchtige Bleibe bauten, konnte man nicht Wohnung oder Hütte nennen. Ihre Religion war Geister- und Ahnenglaube. Nach Angaben der australischen Regierung leben dieses völlig primitive Nomadendasein nur noch etwa zweitausend der Eingeborenen. Sie stehen damit auf einer Lebensstufe wie die Menschen vor 50 000 Jahren.

Der größte Teil der „aborigines“ lebt in flüchtiger oder enger Verbindung mit den Weißen. Noch ziehen viele ein halbes Nomadenleben vor. Sie erscheinen bei einzelnen Weißen oder in den Siedlungen, die die Regierung und die Missionsgesellschaften für die „aborigines“ angelegt haben, verrichten Saisonarbeit, lassen sich Lebensmittelrationen geben, beanspruchen ärztliche Hilfe, und dann tauchen sie wieder in der Wild-

nis unter. Andere haben sich schon fest oder beinahe fest in den Siedlungen niedergelassen. Viele hausen als Randsiedler in den Außenbezirken der großen Städte — oft sehr schmutzig und verkommen. Einige haben schon ihren vollen Platz als australische Bürger eingenommen, sind Fabrikarbeiter, Angestellte, Geschäftsleute usw. geworden.

Ich habe nicht nur ein kleines Kunstwerk, das ein Eingeborener geschnitzt hat, als Geschenk erhalten. Ich habe auch selber einige solcher „aborigines“ gesehen. Allerdings keine, die noch ihr Nomadendasein führen, sondern solche, die schon weithin in die Zivilisation der Weißen eingegliedert sind. Daß das bei allen erreicht wird, ist das Ziel der australischen Regierung, die mit ziemlich optimistischen Vorhersagen für den Erfolg ihrer Eingeborenenpolitik aufwartet. Nichtoffizielle Stellen, z. B. Völkerkundler, sind z. T. ganz anderer Meinung und geben den „aborigines“ keine Zukunft mehr: Sie seien in einigen Jahrzehnten ausgestorben; es sei ganz unmöglich, sie der Kultur der weißen Australier anzugleichen.

Mich hat das Problem der „aborigines“ menschlich sehr interessiert. Ich habe mich darüber etwas zu informieren versucht, kann aber nicht sagen, ob die hoffnungsvollen oder die pessimistischen Vorhersagen recht behalten werden. Es sind viele Bemühungen um die Eingeborenen im Gange, in die sich der Staat und verschiedene Missionsgesellschaften teilen. In einer Statistik las ich, daß auf etwa siebzig „aborigines“ ein hauptamtlicher weißer Mitarbeiter in der staatlichen oder kirchlichen Hilfe für die Eingeborenen kommt. Es sind große Idealisten darunter. Neben Hoffnungsvollem erleben sie aber z. B. immer wieder die Enttäuschung, daß die „aborigines“ sich nicht an einen festen Arbeitsplatz oder an eine beständige Wohnung gewöhnen können. Immer wieder beschmutzen sie die für sie erstellten Häuser, brechen sie ab oder machen Brennholz daraus. Die Hinweise der Regierungsstatistiken auf einzelne hervorragende „aborigines“, die Maler, Sänger, Pfarrer usw. geworden sind, nehmen sich noch recht dürftig aus. Lassen sich die 50 000 Jahre, die die Lebensform der australischen Ureinwohner von unserer weißen Kultur ent-

fernt ist, in einigen Jahren oder Jahrzehnten, lassen sie sich überhaupt überbrücken?

Der Kirchenpräsident und der Professor

Der ganze große australische Kontinent zählt nicht mehr als 10,5 Millionen Einwohner. Das kleine Holland hat eine größere Bevölkerungszahl. Die Regierung fördert die Einwanderung, will aber weiße Neubürger haben und hält die Menschen aus den großen asiatischen Völkern vorsätzlich fern. Nach dem zweiten Weltkrieg haben auch manche Deutsche im fünften Erdteil ihr Glück gesucht. Sie freuen sich natürlich, wenn sie Besuch aus der alten Heimat bekommen.

Ein prominenter Besucher, den ich traf, war D. Martin Niemöller, der Kirchenpräsident der hessen-nassauischen Landeskirche. Wir hatten gerade die EC-Welttagung beendet, da traf Niemöller in Sydney ein. Er war auf der Reise zu einer Konferenz der Bibelgesellschaften in Neuseeland. Er sprach in einer überfüllten Kirche. Man merkte die Hochachtung, die man ihm überall in der Welt, auch im fernen Australien, entgegenbringt. Sein tapferes Bekenntnis und Glaubenszeugnis im Dritten Reich ist überall bekannt geworden. Der Erzbischof von Sydney, den wir schon als Teilnehmer und Redner der EC-Welttagung kennengelernt haben, begrüßte ihn ehrerbietig. Und dann legte der Kirchenpräsident ein wundervolles, klares Bekenntnis zur Bibel ab. Er berichtete, wie ihn in den Jahren im Konzentrationslager das Wort Gottes gestärkt und wie er andere damit getröstet habe. Er schilderte die Gemeinschaft, die über alle Grenzen der Konfessionen hinweg in schlichter Selbstverständlichkeit diejenigen Brüder sein ließ, die an der Stätte des Grauens und der Unmenschlichkeit im Wort Gottes Licht und Trost suchten.

Er verweilte ausführlich bei einem Gespräch, das er mit einem russischen Offizier in der ersten Nachkriegszeit geführt hat. Dieser sei sehr erstaunt gewesen, als er — Niemöller — es für Zeitvergeudung erklärt habe, das Christentum als Religion zu vertreten und zu verteidigen. In einer Religion — so

versuchte Niemöller es ihm begreiflich zu machen — suchen die Menschen — oft ergreifend und tief — von sich aus den Weg zu Gott. Das Christentum aber ist Offenbarung, da macht sich Gott auf den Weg zum Menschen und läßt ihn in seinem Sohn und in seinem Wort die Stimme seines Herzens hören.

Niemöllers Zeugnis von der Bibel fesselte die große Hörerschaft von der ersten bis zur letzten Minute. Man hätte dabei vergessen können, daß es — gerade in Deutschland — eine Bibelkritik gibt, die so völlig anders mit dem Wort Gottes umgeht, als es Niemöller in Sydney tat. Er bezeugte die Bibel als Quelle, als Speise, als Licht, als Trost und Kraft auf dem Weg der Glaubenden. Bleibt sie das noch, wo die Menschen sie kritisch zersetzen und zerpfücken, Menschliches und Göttliches in ihr nach ihren willkürlichen Erkenntnissen und Maßstäben scheiden? Wo sie aufteilen, was man in ihr glauben kann und was dem modernen Menschen nicht mehr zugemutet werden darf? Als ich mit dankbarer Zustimmung Niemöller zuhörte, dachte ich an die große Not und den zerstörenden Wirrwarr, den die Bibelkritik in der deutschen Theologie und Kirche anrichtet. Und ich wünschte von Herzen, daß dahinein Niemöller doch auch ein so klares Bekenntnis zur Bibel sagen möchte, wie er es in Sydney tat.

Im Vortrag sprach der Kirchenpräsident ein Lob für den EC und den Pietismus überhaupt aus. Er hatte wohl gehört, daß gerade die Welttagung der EC-Bünde in Sydney stattgefunden hatte. Ich war ganz Ohr, als er etwa folgendes sagte: „Dieser EC, dessen große Tagung hier zu Ende gegangen ist, hat in Deutschland keine geringe geistliche Bedeutung. In ihm wie überhaupt in den Kreisen des Pietismus gibt es viele Menschen, die ein lebendiges, persönliches, mündiges Verhältnis zum Wort Gottes haben. Als in der Zeit des Dritten Reiches und des Hitlerkrieges viele Kanzeln verwaist waren, weil die Pfarrer verhaftet waren oder im Kriegsdienst standen, da sprangen die Leute aus dem Pietismus ein. Sie konnten das Zeugnis von Jesus weitersagen.“

Am Tag darauf wurde Niemöller vom Oberbürgermeister

von Sydney empfangen. Da konnten wir alle, die wir geladen waren, an ihm vorbeiziehen, ihm die Hand drücken und ein paar Worte mit ihm wechseln. Ich benutzte die Gelegenheit, ihm für das gute Wort über den EC am Abend zuvor zu danken. Da sagte er: „Ja, wir brauchen in der Kirche blutnötig den Pietismus.“ Und dann fügte er hinzu: „Aber er darf nicht zu eng sein!“ Was er mit solcher Engigkeit meinte, hätte ich von ihm gern noch genauer erfahren. Aber für ein längeres Gespräch war keine Zeit.

Der Kirchenpräsident von Hessen-Nassau, der auch einer der Präsidenten des Weltkirchenrates ist, weilte nur zu kurzem Aufenthalt in Australien. Interessant war für mich auch die Begegnung mit einem deutschen Theologieprofessor, der schon viele Jahre in Australien lebt. Ich hatte einen Vortrag in Adelaide gehalten. Dort ist das Zentrum der lutherischen australischen Kirche, dort gibt es auch eine Ausbildungsstätte für ihre Theologen. Am Schluß des Abends begrüßten mich noch eine Reihe von Leuten, und ich horchte auf, als einer sagte: „Ich bin Professor Hermann Sasse, früher in Erlangen.“ Den Namen kannte ich gut aus der Zeit des Kirchenkampfes im Dritten Reich, wo Sasse in der lutherischen Gruppe der Bekennenden Kirche ein gewichtiges Wort hatte. Nach dem Kriege war er mit der Entwicklung der lutherischen Theologie und Kirche gar nicht mehr einverstanden, und er hatte sich an das Seminar in Adelaide berufen lassen. Irgend jemand hatte mir etwas ironisch gesagt: „Wenn Sie Prof. Sasse treffen, dann begegnen Sie dem einzigen echten Lutheraner der Gegenwart.“

Nun hatte ich ihn getroffen. Wir verabredeten für den nächsten Tag eine Stunde des Austausches. Sie wurde interessant. Ich merkte bald, daß der Professor klare und manchmal zugespitzte Formulierungen liebte. Vom australischen Kirchentum, auch von seiner eigenen lutherischen Kirche, entwarf er ein ziemlich pessimistisches Bild. Das wirkliche Evangelium sei selten geworden und am ehesten noch in kleinen christlichen Gemeinschaften zu hören. Am besten kamen in seinem Urteil die Baptisten weg. Viele führende Männer in

anderen Kirchen seien Freimaurer. Von der ökumenischen Bewegung hielt Sasse nicht viel. Er meinte, dort kirchlichen und theologischen Mischmasch und keine klare biblische Glaubens- und Bekenntnisgrundlage zu finden. Wenn man ein Bekenntnis ausspreche, sei es nur Theorie, in Wirklichkeit hätten alle Irrlehren und Ketzereien in der Ökumene Raum. Zornig sprach er über die glaubens- und ehrfurchtslose Behandlung der Bibel in weiten Kreisen der gegenwärtigen deutschen Theologie. Persönlich bibelgläubige Professoren und Kirchenführer hätten nicht den Mut, ihre Stimme klar und öffentlich gegen die Bibelzerstörung zu erheben. Manche könnten in allen Sätteln reiten. Wer immer es könne, solle ihnen zurufen: Macht den Mund auf! Die Stunde des Bekennens ist gekommen!

Sicher war manches in der Beurteilung der kirchlich-theologischen Lage durch den ausgewanderten Professor zu scharf und negativ. Aber es war nicht alles sachlich unberechtigt. Sehr erstaunt und erfreut war ich, als dann der strenge Lutheraner Sasse erzählte, wie gern er sich zu den Studentenversammlungen der „Intervarsity Fellowship“ rufen lasse. Es handelt sich dabei um pietistisch-erweckliche Studentengruppen außerhalb der ökumenischen Studenten-Weltbewegung. In Deutschland gehört die Studentenmission (SMD) dazu. Die Arbeit wird in entschiedener Allianzgesinnung getan. Der lutherische Professor hat keine Hemmungen, mit Baptisten und andern zusammenzuarbeiten, bei denen er eine klare, ungebrochene Stellung zur Heiligen Schrift findet.

Heinz, der Rennfahrer

Ich habe die Begegnung mit zwei prominenten deutschen Theologen geschildert. Jetzt muß ich von den vielen schlichten und unbekanntenen Deutschen erzählen, die ich traf. Da war z. B. Heinz, der Rennfahrer. Ein junger Mann kam nach einer Versammlung der EC-Welttagung auf mich zu und berichtete: „Meine Mutter hat mir geschrieben, daß Sie nach

Australien kommen. Sie hat mich flehentlich gebeten, Sie aufzusuchen. Ich habe ihrem Wunsch entsprochen und bin von Melbourne nach Sydney geflogen. Ich kenne Sie von Jugendtreffen in Bayern her.“ Das weitere Gespräch machte deutlich, daß die Mutter in Deutschland um ihren Jungen in großer Sorge war. Erlebnishunger und Abenteuerlust hatten ihn in die Ferne getrieben. Er hatte sich dem prickelnden Reiz der Autorennen ergeben, und zwar als Aktiver, nicht nur als Zuschauer. Die Mutter daheim bangte ständig um das Leben ihres Jungen bei diesem gefährlichen Sport. Man merkte, wie er innerlich im Glauben zurückgegangen war. Wir hatten eine Reihe von Gesprächen miteinander. Er begann einzusehen, daß er einen neuen Anfang mit Jesus machen und sich von der Rennleidenschaft lösen müsse. Als ich nach meiner Rückkehr von der großen Reise meinen ersten Dienst in Bayern tat, war die Mutter von Heinz da. Die erzählte ganz erleichtert, daß ihr Junge dem Rennsport den Abschied gegeben habe und daß er demnächst wieder zurückkehren wolle.

Man staunt immer wieder, wie klein die Welt ist. Heinz kannte mich von bayrischen Jugendtreffen her. Eine junge Frau, die mich nach einem Vortrag aufsuchte, hatte an einer Freizeit teilgenommen, die ich in den ersten Jahren nach dem Kriege in Ratzeburg in Holstein geleitet hatte. Nun sahen wir uns ausgerechnet in Australien wieder. Seit ihrem Erleben mit Jesus damals war es nicht zielklar mit ihr vorwärtsgegangen, es hatte mancherlei Not und Schuld gegeben. Auch sie erkannte, daß sie neu mit ihrem Herrn anfangen müsse.

Ich kann sie nicht alle nennen, mit denen ich im fernen Erdteil zusammentraf. Ich kann nicht die Begegnung mit ihnen allen schildern. Es gab einige sehr schwere seelsorgerliche Besuche und Gelegenheiten. Ein deutsches Ehepaar hatte *eine* Tochter. Sie war strahlend schön, jung und lebensfroh. Ein Autounfall zerstörte alles. Über vier Monate lag das Mädchen bewußtlos, dann starb sie, buchstäblich verhungert. In solcher Lage ein Wort sagen, das nicht billig über das namenlose Leid hinwegspringt, das ein kleines Licht im Dunkel geschlagener Elternherzen anzündet — das ist schwer!

Deutsche Kirchengemeinden und Gemeinschaften

Im Verlauf der ja erst jungen und kurzen australischen Geschichte sind manche Deutsche in den fernen Erdteil ausgewandert. U. a. haben sie ihrer neuen Heimat die Weinrebe als Gastgeschenk mitgebracht. Nach dem zweiten Weltkrieg ist die Zahl der Auswanderer gestiegen. Die Gründe sind begreiflich, die sie drüben nach einem neuen Anfang, nach einem ungefährdeten Leben suchen ließen. Nicht alle haben ihre Träume und Hoffnungen erfüllt gesehen. Ich bin mit manchen solcher Einwanderer aus der jüngsten Vergangenheit zusammengetroffen. Einige hatten Mühe, mir gegenüber ihre Enttäuschung zu verbergen. Sie waren froh, daß sie eine enge und ärmliche Wohnung gefunden hatten, und sie sahen nicht sehr rosig in die nähere Zukunft. Andern ging es besser, und einige waren im sozialen Aufstieg begriffen.

Wiederum war es in Sydney nach einer Versammlung, als zwei junge Damen auf mich zutraten und mich in gutem Deutsch begrüßten: „Guten Abend, Herr Pastor Pagel!“ „Kennen wir uns?“ fragte ich erstaunt. Und dann kam heraus, daß sie Mitglieder eines Jugendbundes für EC in Hannover gewesen waren, den ich einige Male besucht hatte. Sie fühlten sich noch gar nicht wohl und warm im fremden Land. Das lag weniger an ihrer materiellen Lage als an ihrer inneren Heimatlosigkeit. Sie hatten keine Verbindung mit gläubigen Christen, die deutsch sprachen, finden können. Sie suchten mühsam nach einem Zuhause des Glaubens. Ich konnte ihnen helfen, Anschluß zu finden.

Das war unvergeßlich schön: Ich hatte in einer Methodistengemeinde gepredigt. Allerlei Deutsche hatten von diesem Gottesdienst erfahren und waren gekommen. Einige kannten mich aus Deutschland. Die liebenswürdige Pfarrfrau läßt uns nach dem Gottesdienst im Gemeindesaal verweilen, kocht Tee und übt großzügige Gastfreundschaft. Wir Deutschen begrüßen uns fröhlich, sind schnell in lebhaftes Gespräch verwickelt, lernen einander kennen und können Ver-

bindungen knüpfen, die für die Zukunft für diesen und jenen sicher eine Hilfe und Stärkung sein werden.

Es gibt in Sydney, Melbourne und Springvale (Victoria) deutsche Auslandsgemeinden. Ihre Pfarrer habe ich kennengelernt, in zwei der drei Kirchen habe ich gepredigt. Es wird manche aner kennenswerte Arbeit getan. In Melbourne war ich in den großen Frauenkreis eingeladen. Gern ließ man sich dort von der Arbeit des Reiches Gottes berichten. Als ich etwas von der Gemeinde Jesu in Berlin und hinter Mauer und Stacheldraht erzählte, war das Interesse besonders groß. Aber es ist doch in diesen Kirchengemeinden nicht zu übersehen, daß viele einen mehr gesellschaftlichen Anschluß suchen und nicht ein geistliches Verlangen nach der Bruderschaft der Jesusleute sie bewegt. Es wird soziale Arbeit getan, es wird gute Unterhaltung gepflegt. Aber eifriges Bibelstudium oder Gebetsgemeinschaft sind nicht oder wenig begehrt.

Bei solcher Lage ist es begreiflich, daß wirklich entschiedene Christen noch eine andere Form von Gemeinschaft brauchen und suchen. So hat sich in Sydney ein Kreis zusammengefunden, der in etwa dem entspricht, was wir in Deutschland eine landeskirchliche Gemeinschaft nennen. Ein eifriger ostpreußischer Gemeinschaftsmann, Max Sedelies, hat mit seiner gleichgesinnten Frau Herz und Haus weit geöffnet für solche, die miteinander die Bibel betrachten, beten und einander im Glauben stärken wollen. In einer — baulich langsam zerfallenden — australischen Methodistenkirche werden Versammlungen gehalten. Eine Woche lang habe ich dort evangelisiert. Es kamen bis zu hundertzwanzig Leute — eine für die dortigen Verhältnisse erfreuliche Zahl. Man merkte, daß sie mit erwecklicher, seelsorgerlicher Botschaft nicht verwöhnt waren. Es gab viele gute Gespräche unter vier Augen.

Diesen meinen Dienst hatte Bruder Sedelies mit Liebe und Eifer vorbereitet. In seinem Hause genoß ich eine geradezu fürstliche Gastfreundschaft. Ich war ja der erste Besucher aus Deutschland, der bei den Gastgebern eingekehrt war, und überwältigend ließen sie mich merken, wie sie sich darüber freuten.

So geistlich notwendig und gesegnet dieser Gemeinschaftskreis in Melbourne ist, so vielfältig geprägt sind seine Besucher. Es kommen nicht nur Deutsche, sondern auch Menschen anderer Nationalität, z. B. Jugoslawen und Litauer. Manche von ihnen sind sehr gefühlsbetont, einige neigen stark zur Freikirche. Pfingstleute deutscher Zunge umwerben den Kreis. So ist es gar nicht leicht, daß sich alles gesund und biblisch nüchtern entwickelt. Der Wunsch, die Gemeinschaft im Herrn auch durch besondere Abendmahlsfeiern auszudrücken und zu vertiefen, stößt auf die Kritik der Kirche und ihrer Pfarrer. Die meisten Gemeindeglieder können nicht verstehen, daß jemand das Bedürfnis nach einer tieferen Gemeinschaft hat, als sie im sonntäglichen Gottesdienst und in unterhaltenden Gemeindeveranstaltungen geboten wird. Sie sehen die Gemeinschaftsleute als eine Art Sektierer an, die Unruhe verbreiten und eine übertriebene Frömmigkeit pflegen. Ich habe mich aber fröhlich zu diesem Kreis gehalten und bekannt, obwohl ich die Nöte und Spannungen in seiner Mitte nicht übersah. Es soll der Dienst der kirchlichen Auslandsgemeinden nicht abgewertet werden. Auch in Deutschland ist das Miteinander von Kirche und dem kleinen Kreis derer, die in aller Schwachheit entschiedene Christen sein wollen, oft schwierig und spannungsvoll. In Australien ist das Problem nicht leichter zu lösen.

SÜDSEE

Tropische Natur auf Manus

Dem Besuch in Australien schlossen sich Fahrten auf verschiedene Missionsfelder an, wo Boten Jesu, die aus dem deutschen Jugendbund für EC hervorgegangen sind, im Frontdienst für das Reich Gottes stehen. Die erste Station war die Südseeinsel Manus — einige Flugstunden von Neuguinea entfernt. Diese Reise unternahm ich zusammen mit dem bekannten Evangelisten und Schriftsteller Dr. Kurt Koch. Ihm hat Gott die so nötige und schwere Verkündigung und Seelsorge für okkult und dämonisch gebundene Menschen als besondere Aufgabe anvertraut. Dr. Koch und ich waren schon in Sydney kurz zusammengewesen, nun freuten wir uns auf die gemeinsamen Tage auf Manus. Dann gingen unsere Wege wieder auseinander. Jeder hatte noch ein reiches Reise- und Dienstprogramm zu erfüllen.

Manus war früher — wie ein Teil von Neuguinea und andere Südseeinseln — deutsches Kolonialgebiet und gehört zu den sogenannten Admiralitätsinseln. Man trifft noch alte Insulaner, die gern an die Jahre vor dem ersten Weltkrieg unter der deutschen Oberhoheit zurückdenken. Einige waren als Polizei-Boys in den Diensten der Kolonialverwaltung.

Die Tage auf Manus fielen in den September. In Australien hatten wir den Kampf des herannahenden Frühlings mit dem widerwillig weichenden Winter erlebt. Kalte und stürmische Tage hatten mit wundervoll sonnigen und warmen abgewechselt. Als wir in Manus — nach kurzem Aufenthalt auf Neuguinea, wo die lutherische Mission uns großzügige Gastfreundschaft gewährt hatte — dem Flugzeug entstiegen, spürten wir sofort den klimatischen Unterschied zu Australien. Tropische Hitze umfing uns. Im Verlauf des achttägigen Besuches erlebten wir mehrere wolkenbruchartige Regenfälle, die aber keine Kühlung brachten. Die feuchte Hitze, die sich

in den Kleidern festsetzte und bis in das Briefpapier hineinkroch, ließ auch nachts nur wenig nach. Trotzdem genossen wir die herrliche Natur. Unvergeßlich bleibt eine nächtliche Kanufahrt zu einer benachbarten kleinen Insel. Wir fuhrten in dem großen Kanu, das von den Eingeborenen geschickt bedient wurde, über die mondbeglänzte See und sangen Jesuslieder. Etwa um Mitternacht langten wir auf der Insel an. Nur wenige Familien bewohnen das Eiland, das außer von den Missionaren noch nie von einem Weißen besucht wurde. Wir gingen an Land, stellten uns vor die ersten Häuser und begannen zu singen. In Europa hätte man sich solche „Ruhestörung“ vielleicht verbeten. Nicht so hier, wo Besuch ein ganz seltenes und erfreuliches Ereignis ist. Da kann man ruhig auch um Mitternacht kommen. Wir wurden von den Insulanern sehr freundlich begrüßt und zogen singend von Haus zu Haus. Hinterher schrieben die Missionare, daß, wo immer man einen Eingeborenen von der Insel Hawaii trifft, er noch von der „großen Ehre“ erzählt, die ihnen mit dem Besuch der deutschen Gäste widerfahren sei.

Obwohl die Natur uns mit ihrer Schönheit bezauberte, übersahen wir nicht, daß man auf Manus auch Probleme und Sorgen kennt. Weiße und Eingeborene leiden gleichermaßen unter der schwierigen Wasserversorgung. Der Regen muß das Wasser spenden. Bleibt er aus, was gelegentlich geschieht, dann macht die Beschaffung von Süßwasser viel Sorge. Es gibt keine Quellen auf Manus. In der Nähe von Lugos, der Hauptmissionsstation, führt ein träges Flößchen Süßwasser und versorgt damit die Menschen, wenn die Regenwassertanks leer sind. Auch die üppige Vegetation täuscht. Es wächst mancherlei auf Manus, aber vieles ist nicht genießbar. Die Natur deckt den Nahrungsbedarf der Missionare nicht. Man hat versucht, europäische Nutzpflanzen, wie z. B. Tomaten, anzubauen. Der Erfolg war leider kläglich, weil die Insel nur eine dünne Humusschicht besitzt. Besonders die Mitarbeiter auf den Außenstationen leiden darunter und müssen sich häufig mit Konserven begnügen. Ich habe es erlebt, wie zwei unserer Missionsschwestern sich mit großen Vorräten an Kon-

serven während eines Besuchs auf der Hauptstation eindeckten.

Bei einer solchen Reise muß man im Kanu an der Küste entlang von Ort zu Ort fahren, da das Innere der Insel durch wuchernden Busch fast völlig unwegsam ist. Es gibt nur wenige, oft schwer begehbare Pfade. Die Fahrt auf dem Wasser von Lessau, der Außenstation, nach Lugos beträgt ungefähr hundert Kilometer. Bei Regen oder entgegenwehenden Winden ist das wirklich kein Vergnügen. Nun sehen die tapferen Missionare auf Lessau einer wesentlichen Erleichterung ihrer Arbeit entgegen. Junge Christen in Deutschland haben ein seetüchtiges Motorboot für die entfernte Station gespendet. Es wird die Seefahrt zeitlich abkürzen und angenehmer machen. Eine große Hilfe wird es für Lessau sein, daß ein Krankenhaus gebaut wird. Wenn man das hört, darf man natürlich keine europäischen Maßstäbe bezüglich Umfang und moderner Einrichtung anlegen. Aber es wird dann nicht mehr so oft nötig sein, besondere Krankheitsfälle im Regierungshospital in Lorengau, dem Hauptort der Insel, behandeln zu lassen. Von Herzen gönne ich unsern Missionsleuten solche Erleichterungen in ihrem Dienst. Die Tapferen auf ihrem vorgeschobenen Posten haben es wirklich oft schwer, willigen aber in die Mühsal und Unbequemlichkeit um Jesu und seiner Sache willen.

Zur Mission gehören Opfer

Auf Manus sind Missionare der Liebenzeller Mission tätig. 1914, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, trafen die ersten beiden Sendboten des Evangeliums ein. Es waren die Missionare Hermann Kraft und Friedrich Doepke. Damals gab es unter den Eingeborenen noch Menschenfresser. Nach zehn Jahren aufopfernder Arbeit wurden die beiden ersten Heiden für Christus gewonnen und getauft. Im Lauf der Jahre wuchs die Missionsarbeit und brachte vielfältige Frucht. Auf Manus und den benachbarten Inseln leben insgesamt etwa

20 000 Menschen, von denen sich 3 000 zur „Evangelical Mission“ halten. So heißt die Liebenzeller Mission heute offiziell dort in der Südsee.

Die Missionsgeschichte der Insel Manus ist nicht ohne Opfer verlaufen. Bewegten Herzens standen Dr. Koch und ich am „Kreuz unter Palmen“, das dem Büchlein des früheren Manus-Missionars Friedrich Walter über die Missionsarbeit den Titel gegeben hat. Hier liegt Frau Maria Walter begraben, die ihrem Mann im Herbst 1936 nach Manus gefolgt und dort als Gefährtin angetraut worden ist. Nur sechzehn Monate dauerte das Eheglück und die gemeinsame Arbeit unter den Braunen. Am 16. März 1938 wurde der kleine Siegfried geboren. Ein Telegramm ging nach Bad Liebenzell: „Wohlauf!“ Die Heimatgemeinde freute sich mit. Aber schon wenige Tage folgte das zweite Telegramm: „Mutter schwer erkrankt! Betet!“ Und weitere zwei Tage später traf das dritte und letzte ein mit der erschütternden Nachricht: „Heimgegangen! Dysenterie (Ruhr)!“ Nur zweiunddreißig Jahre alt war Maria Walter geworden. Am Sarg der Mutter wurde der kleine Siegfried getauft. Es war ein großes Weinen und Wehklagen unter den Missionaren und den Eingeborenen. Einer sagte fassungslos unter Tränen: „Die Missis hat wegen uns schmutziger Kanaken (Name für die Südseebewohner) ihre gute Heimat verlassen, um hier zu sterben.“ Der Todestag, der 24. März 1938, hat sich tief in das Gedächtnis der Manus-Christen eingegraben. Im April 1939 kam die Schwester der Heimgegangenen, Gertrud Weinhardt, auf Manus an. Sie wurde Friedrich Walters zweite Frau.

Palmen ragen über das Grab. Es liegt auf der Anhöhe. Unten rauschen die blauen Wellen der Südsee. Einige Meter davon entfernt steht ein Gedenkstein. Er kündigt von einem weiteren, noch größeren Opfer, das für die Manus-Mission gebracht worden ist. Im zweiten Weltkrieg wurde auch die stille Südsee vom Kampflärm erfüllt. Die Japaner griffen dort die amerikanische Flotte an. Sie hatten erstaunliche Anfangserfolge. Auch Manus wurde von ihnen besetzt. Bald aber wandte sich das Kriegsglück. Im März 1943 trieben die Japa-

ner alle Weißen und die andern Fremden auf Manus zusammen und brachten sie auf ein Kriegsschiff. Und dann geschah das Grauensvolle. Als das Schiff mit den Internierten sich auf hoher See befand, bekam der Kommandant den Befehl, sich ihrer aller zu entledigen. So wurden sie erschossen und ihre Leichen ins Meer versenkt. Unter ihnen waren die beiden Missionsehepaare Doepke und Gareis — das letztere mit dem erst fünfzehn Monate alten kleinen Erich — und die ungarische EC-Missionarin Maria Molnar. Prozesse nach der Beendigung des Krieges haben die entsetzliche Tragödie ans Licht gebracht.

Missionar Walter war zu der Zeit mit seiner Frau in Australien in der Internierung. Er hat als einziger der Manus-Missionare das dunkle Geschick nicht teilen müssen. Er war im zweiten Kriegsjahr, als noch die Australier die Insel besetzt hielten, von Manus fortgeschafft worden. Die andern durften auf der Insel bleiben und weiterarbeiten. So wenig wie Missionar Walter den jähen, frühen Tod seiner geliebten ersten Frau begreifen konnte, so wenig verstand er dieses neue rätselhaftes Tun seines Herrn. Die erzwungene Untätigkeit im Lager erdrückte ihn fast, seine Gedanken kreisten unaufhörlich um Manus. Als er dann nach dem Kriege erfuhr, was geschehen und wovon er bewahrt worden war, wurde er ganz still vor dem seltsamen Walten Gottes. Er durfte dann nach Manus zurückkehren und die Missionsarbeit, die in all den Wirren des Krieges äußerlich und innerlich nicht ohne Schaden geblieben war, wieder aufbauen helfen. Auch in den dunkelsten und unruhigsten Jahren des Krieges waren die Manus-Christen nicht ganz ohne geistliche Versorgung gewesen. Angehörige der amerikanischen Besatzungstruppe, die das Reich Gottes liebten, hatten sich ihrer angenommen.

Wer das Kreuz und den Gedenkstein auf Manus gesehen hat, wird das Bild in seiner Seele nie mehr vergessen. An wie viel Plätzen der weltweiten Front des Reiches Gottes gibt es ähnliche Zeichen, die von Menschen Kunde geben, die ihr Leben für ihren Herrn und in seinem Dienst dahingegeben haben! Und von wieviel stillem Opfergang bewahrt kein

Stein und kein sichtbares Kreuz die Erinnerung auf! Mission ist nicht ohne Opfer möglich. Dieses Opfer ist Entbehrung, mannigfacher Verzicht, Aufsichnehmen von Mühsalen, Unbequemlichkeiten, äußeren und inneren Anfechtungen. Es kann aber auch das letzte Opfer, die Hingabe von Leib und Leben, vom Herrn der Mission gefordert werden.

Ich stand vor den Mahnmalen der Treue auf Manus und ließ mich von ihnen nach meiner Hingabe und Opferbereitschaft für Jesus fragen. Ich tat es nicht ohne Sorgen und Bangen. Bin ich bereit, alles für meinen Herrn zu geben, der alles für mich gab, als er am Kreuz auf Golgatha sein Herzblut zum Opfer für die Sünden einer ganzen Welt vergoß? Ich habe keine großen Versprechen und Treueschwüre an dem „Kreuz unter Palmen“ abgelegt, aber still meinen Herrn gebeten: „Herr, laß mich bereit sein, mein alles für dich zu geben und im Leben und im Sterben nur deine Ehre zu suchen!“ Und mein Herz, das besorgt war, als ich an menschliche Feigheit, Schwachheit und Leidensscheu dachte, wurde getrost, als ich die Verheißung leuchten sah: „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig.“

Nach dreiundzwanzig Jahren die ersten Besucher

So waren wir einerseits auf Manus von der Erinnerung an ein großes Geschehen umgeben, das mit dem Blut vollendeter Zeugen geschrieben worden war. Andererseits standen wir mit wachem und dankbarem Herzen in der Gegenwart. Dr. Koch und ich waren seit dreiundzwanzig Jahren die ersten Gäste aus Deutschland, die Grüße der Liebenzeller Heimatgemeinde brachten. Wir erfuhren es auf Schritt und Tritt, wie sich die Missionare und die eingeborenen Christen über unser Kommen freuten. Es gibt auch eine römisch-katholische Mission auf Manus, die erst kürzlich von einem Bischof besucht worden war. Nun waren die evangelischen Christen stolz, daß zu ihnen gleich zwei „Bischöfe“ gekommen waren.

Mit diesem Titel wurden wir bedacht. Einige hätten es nicht ungern gesehen, wenn wir noch mehr äußere Spuren der Bischofswürde an uns getragen hätten: schöne Gewänder und einen funkelnden Amtsring. Solchen Äußerlichkeiten sind die Eingeborenen nicht abhold. Aber sie begriffen dann doch, daß die brüderliche Gemeinschaft im Geist, das Zusammensein unter dem Wort Gottes und im Lob des Namens Jesus, die sie mit uns hatten, mehr ist als alle prunkvolle Autorität eines Bischofs.

Unsere Missionare waren eifrig bemüht, uns die Tage auf Manus so inhaltsvoll und ereignisreich wie möglich zu gestalten. Auf der Hauptstation Lugos hatten wir unser Quartier. Die Station Loniu lernten wir ausgiebig kennen. Nur nach dem entfernten Lessau kamen wir nicht. Dafür waren aber die Missionsschwester von dort mit einer Reihe von Kindern zu uns gekommen. Wir suchten auch einsam wohnende Christen im Busch auf. Allerdings machte der Tropenregen einen Teil unserer Pläne zunichte. Aber unvergeßlich bleibt der Marsch auf aufgeweichten Urwaldwegen und die Freude der Dorfbewohner über unsern Besuch. Sogar die Adventisten, die in vielen Dörfern ihre Anhänger haben und in besonders sauber gehaltenen Hütten wohnen, fühlten sich durch unsern Besuch geehrt und brachten uns als Gastgeschenk Ananasfrüchte.

Im Geist seien die Boten Jesu auf Manus begrüßt! Zu ihnen gehört das deutsch-amerikanische Missionsehepaar Norman und Hilde Dietsch mit seinen Kindern, die Missionsschwester Traute Krüger und Waltraud Strunk, die auf ihrer Station Lessau oft lange ohne Verbindung mit den andern sind, und der junge Bruder Bringfried Lilke, dem jetzt die Braut nachgefolgt und drüben angetraut worden ist. Der letztere hat die Station Loniu übernommen, die von der Station Lugos gut zu erreichen ist. Die Missionarsfamilie Hans Knauer weilte zur Zeit unseres Besuches in Heimaturlaub. Zu nennen ist noch die amerikanische Lehrerin Ruth Vogelmann. Unmittelbar nach unserm Abschied traf weitere Verstärkung auf Manus ein: der Bruder von Norman Dietsch mit seiner jungen

Frau. Ich konnte die beiden auf dem Flugplatz in Lae in Neuguinea kurz sehen und ihnen den ersten Willkommensgruß von Manus überbringen.

Gottes Wort ist nicht vergeblich auf Manus gepredigt worden. Viele traten in die Nachfolge Jesu ein. Leider haben nicht alle dem Herrn die Treue gehalten. Bittere Enttäuschungen mit solchen, die einmal Führer und Säulen in der Gemeinde hätten werden können, sind unsern Missionaren nicht erspart geblieben. Wir sahen solche traurigen Beispiele des Abfalls. Zu Christus bekehrte Menschen haben den Weg des Glaubens verlassen und wieder ganz bewußt die Sünde und Zuchtlosigkeit gewählt. Manche, denen man die Bereitschaft zur Nachfolge nicht absprechen kann, können sich so schwer von bestimmten heidnischen Sitten oder besser: Unsitten lösen. Dazu gehört z. B. das Kauen der Betelnuß. Die Betelnuß ist als Reizmittel überall in der Südsee und darüber hinaus begehrt. Sie hat eine leicht betäubende Wirkung. Das Kauen ist ein wenig ästhetischer Anblick. In manchen Missionen betrachtet man diese Angewohnheit als eine verhältnismäßig harmlose Sache, die nicht auszurotten sei. Man nimmt sie hin und läßt sie den Eingeborenen und hofft, daß diese dadurch vor schlimmeren Lastern bewahrt werden. Die Liebenzeller Missionare urteilen — wohl mit Recht — strenger. Viele Eingeborene fangen in früher Jugend mit der Unsitte an, dann wird die Bindung von Jahr zu Jahr stärker. Zur Freude der Missionare wächst unter der gläubigen Jugend auf Manus die Bereitschaft, den fragwürdigen Praktiken der Alten abzusagen und Freude in schöneren und reineren Dingen zu suchen.

„Made in Vienna“

Welch eine Freude ist es — und man darf sie häufig auf Manus haben —, wenn man Jünger Jesu trifft, die sich im Leben und im Dienst für ihren Herrn bewährt haben! Zu ihnen gehört der alte Josef Lomon, der einer großen Familie als ein rechter christlicher Hausvater vorsteht. Er ist der langjährige Begleiter der Märtyrermissionarin Maria Molnar ge-

wesen. Er hat sie im Kanu zu den Stätten ihres Dienstes gefahren. Er ist auf ihrem letzten Gang mit ihr gegangen bis zum Kriegsschiff und hat sich ihre Abschiedsworte tief einprägen lassen: „Josef, nimm mit den andern zusammen die Sache Jesu in deine Hand, die ich jetzt verlassen muß! Die bösen Menschen nehmen mich weg, und ich muß sterben.“ Schon lange war es bei ihr Ahnung, fast Gewißheit, daß sie ihren Heiland durch den Zeugentod verherrlichen würde. Josef Lomon hat Maria Molnars letzten Auftrag mit ganzer Treue auszuführen versucht. Er hütet auch mit rührender Sorgfalt ein paar äußere Erinnerungsstücke an die Heimgegangene. Er brachte uns einen Teller, von dem sie aß. „Made in Vienna“ — in Wien hergestellt — steht auf der Rückseite des Bodens zu lesen. Für Josef ist der Teller keine Reliquie, er treibt keinen Heiligenkult damit. Wenn er ihn bewahrt und seinen Kindern und Gästen zeigt, dann soll solcher Anblick die Erinnerung an die vollendete Zeugin dankbar lebendig halten helfen. Wie Maria Molnar Glauben und Treue bewahrte, so soll sich der Betrachter vom Herrn das gleiche erbitten.

Ein Gelübde in Pidgin-English

Das junge Volk Jesu auf Manus berechtigt zu mutmachender Hoffnung. Was habe ich für prächtige junge Christen gesehen! Die Gründung eines Jugendbundes für entschiedenes Christentum war in unsern Besuch vorher nicht eingeplant gewesen. Aber es kam dazu. Eine eigentliche Jugendarbeit hatte es in der bisherigen Geschichte der Mission nicht gegeben. Doch nun schien den Missionaren die Zeit gekommen zu sein, damit anzufangen.

Es gehört zur Eigenart des EC, daß er seinen Mitgliedern — vor allem den sogenannten tätigen Mitgliedern — ein Gelübde zumutet. Darin heißt es: „Meinem Herrn Jesus Christus gelobe ich im Vertrauen auf seine Kraft: Es soll mein ernstes Bestreben sein, allezeit, besonders auch in meinem täglichen Beruf, zu tun, was meinem Herrn und Heiland wohlgefällt.“

Ich will jeden Tag Gottes Wort lesen und beten, meine Kirchengemeinde oder Gemeinschaft nach Kräften unterstützen, sowie auch ihre Versammlungen und Gottesdienste regelmäßig besuchen. Ich will zum gesegneten Verlauf der Versammlungen des Jugendbundes nach meinen Gaben und Fähigkeiten beitragen. Von dem Besuch der Versammlungen oder Gottesdienste sollen mich nur solche Gründe abhalten, die ich vor meinem Herrn und Meister mit gutem Gewissen verantworten kann. Dies alles zu meines Herrn Ehre!“

Das Gelübde wird im EC nicht als eine fromme Fessel aufgefaßt, die man sich in der Überschätzung der eigenen geistlichen Kraft auferlegt. Der Gelobende steht vielmehr schlicht und demütig vor seinem Herrn und sagt ihm, daß er gern in entschiedener und klarer Nachfolge leben will, es aber nur mit der Kraft von oben kann. Er spricht aus, was für einen Jünger Jesu doch normal sein sollte, daß er nämlich kein träges und totes, nur der eigenen Erbauung lebendes Glied des Ganzen sein will. Er will tatkräftig mitarbeiten und ist bereit, Verantwortung zu übernehmen. Das sind eigentlich alles klare und selbstverständliche Dinge für ein Kind Gottes, das aus Dank und Liebe dem Heiland gehören und leben will, der sein Leben für uns opferte. Das Gelübde ist Anreiz und Hilfe, das zu tun, was der Herr von den Seinen zu seiner Verherrlichung getan haben will. Im Zeichen dieses schlichten Versprechens haben ungezählte junge Christen im Verlauf der achtzig Jahre, in denen es den EC gibt, in vielen Ländern der Erde eine frohe und dienstbereite Nachfolge Jesu praktiziert. Sie tun es auch noch heute.

Auf Manus mußte dieses Gelübde nun in die auf der Insel geläufigste Sprache, das Pidgin-English, übersetzt werden. Das ist die weitverbreitete Verkehrssprache zwischen Eingeborenen und Europäern in der Südsee und in Ostasien. Über die verwirrende Vielfalt der Stammesdialekte hinweg bildet sie ein einigendes Band. Der Wortschatz besteht in der Hauptsache aus englischen Vokabeln, die aber in Schreibweise und Aussprache sehr vereinfacht sind. Die Grammatik bereitet keine Mühe. Die Wortbildungen sind manchmal sehr wun-

derlich. Da ist im Englischen das Wort „piano“ = Klavier. Die Übersetzung ins Pidgin-English übernimmt nicht einfach das als solches klang- und farblose Wort, sondern sie malt großartig aus, was ein Piano für ein Ding ist: „Ein Kasten, der beim Öffnen schwarze und weiße Zähne zeigt. Haut man drauf, schreit der Kasten.“ Daß die Übertragung des EC-Gelübdes in eine solche Sprache keine ganz leichte Aufgabe sein kann, leuchtet sicher ein. Missionar Norman Dietsch, ein vorzüglicher Kenner des Pidgin-English, hat sie erfolgreich gemeistert.

Das Gelübde wurde aber nicht nur übersetzt, es wurde auch erweitert. Die Missionare meinten: Dreierlei, das in unserm Wortlaut nicht enthalten ist, sollten die jungen Christen auf Manus vor ihrem Gott noch zusätzlich geloben. Es gibt drei starke Fesseln, die das Glaubens- und Heiligungsleben der Christen auf der Insel behindern. Da ist erstens die schon erwähnte Unsitte des Betelnußkauen. Soll die gläubige Jugend sich nicht von ihr lossagen? Wer ein Leben lang diesem Rauschgift gefrönt hat, kommt im Alter schwer davon los. Wir haben treue alte Christen kennengelernt, die beteten und ihren Herrn bekannten, uns aber wehmütig sagten, daß sie das Betelnußkauen nicht lassen könnten. Wer die Fesseln durch die frei machende Kraft Christi früh abstreift oder wer — das ist das Allerbeste — sie gar nicht erst durch die böse Gewöhnung kennenlernt, der ist viel glücklicher dran. So kam ins Gelübde hinein: „Im Vertrauen auf seine Kraft verspreche ich meinem Herrn, daß ich keine Betelnuß kauen will.“

Ferner stellen Alkohol und Nikotin eine große Gefahr dar. Die Süchtigen bringen sich vielfach um Kraft und Gesundheit und vertun leichtfertig ihr Geld. Die Maßlosigkeit verführt viele. Sollen es darum die jungen Christen nicht als eine fröhliche Pflicht ansehen, auch auf diese Reizmittel zu verzichten und angesichts der überall anzutreffenden Opfer der traurigen Gebundenheit ein Zeichen der Freiheit und der Zucht aufzurichten? Man kann ohne Nikotin und Alkohol jung und fröhlich sein. Christus macht frei! Also steht nun

im EC=Gelübde: „Ich verspreche meinem Herrn Jesus Christus im Vertrauen auf seine Kraft, daß ich auf Alkohol und Nikotin verzichten will.“

Muß man nun sagen, wir hätten mit dieser Neufassung des EC=Gelübdes die Freiheit der Kinder Gottes verraten und das Evangelium gesetzlich entstellt? Ich meine, hier sei in einer heidnischen Umwelt mit ihren schlimmen Fesseln und ver-sklavenden Gewohnheiten von jungen Christen der Versuch unternommen worden, an drei ganz praktischen Dingen die herrlich erfahrbare Wahrheit der Verheißung Jesu zu verdeutlichen: „Wen der Sohn frei macht, der ist recht frei.“ Das ist ausstrahlendes Zeugnis für die Gebundenen: Jesu Leute können als die Freien in der Kraft ihres Herrn leben. Die Bereitschaft zu fröhlicher Askese aus dem Geist des Evangeliums spricht aus der Erweiterung des EC=Gelübdes auf Manus.

Die denkwürdige Stunde kam, in der den jungen Christen dieses Gelübde in der Kirche von Lugos vorgelegt wurde. „Wollt ihr das unterschreiben?“ wurden sie gefragt. Es gab zunächst ein verständliches Zögern. So ähnlich wird es am Abend des 2. Februar 1881 im Pfarrhaus von Dr. Francis E. Clark, dem EC=Gründer, in Portland im amerikanischen Bundesstaat Maine auch gewesen sein. Da legte Clark der Jugend seiner Gemeinde das EC=Gelübde zum erstenmal vor, das er gerade in seiner Studierstube unter viel betendem und nachdenkendem Mühen ausgearbeitet hatte. Niemand wollte zunächst an die Sache heran. Sollte man sich in der Nachfolge Jesu so entschlossen von aller Unverbindlichkeit lösen und sich verpflichten, in den Versammlungen immer anwesend zu sein und sie verantwortlich mitzugestalten? Auf den Bann des ersten Zauderns folgte damals ein großartiger, gottgeschenkter Sieg. Mehr als fünfzig junge Menschen faßten vor Gott Mut und unterschrieben das Gelübde. Ihnen folgten in wenigen Jahren Tausende und Hunderttausende. Sie traten mit dem Gelübde in ein Leben des Gehorsams und des Dienstes ein, das sie selber froh und zu Beschenken machte.

Ähnlich geschah es nun auf Manus. Der erste erhob die

Hand und sagte: „Ich unterschreibe!“ Viele andere folgten nach. Bei einigen ging das Zögern und der innere Kampf bis zum nächsten Tag weiter. Dann kamen auch sie und unterschrieben. Man sah, daß sie es in heiligem Ernst, nicht leichtfertig und überschwenglich, taten. Sie wollen wirklich in der Kraft ihres Herrn zu seiner Ehre leben. Sie wollen ihren Herrn erfreuen, indem sie Leib und Seele in seine Zucht geben. Mit der Treue zu ihrem Gelübde wollen sie andere auf den Weg zur Freiheit in Christus einladen.

Bald darauf wurde die erste EC-Stunde durchgeführt. Würde sie etwas sichtbar machen von der tätigen Verantwortungsbereitschaft aller? Die neu aufgenommenen Mitglieder hatten sich auf den Text aus Römer 12, der behandelt werden sollte, vorbereitet. Das freie Sprechen im biblischen Gedankenaustausch ging zunächst noch etwas schleppend. Die schon vertrautere Form der Gebetsgemeinschaft war lebendiger. Rührend war, wie einige ihre Zettel hervorholten, auf die sie ihre Gedanken zum Text niedergeschrieben hatten und von denen sie ablasen.

Inzwischen geht es längst ohne Zettel. Erfreuliche Nachrichten vom Fortgang und der frohen Entfaltung der EC-Arbeit erreichen mich. Kürzlich kam sogar der erste schriftliche Jahresbericht in meine Hände. Sechshundsechzig junge Leute waren als Teilnehmer der Jugendbundstunden auf den verschiedenen Stationen angegeben. Noch nicht alle hatten das Gelübde unterschrieben. Der Schatzmeister fügte seinen Sonderbericht bei: Von dem monatlichen Opfer der EC-ler konnte eine Gabe an eine Blindenschule in Formosa gesandt werden, und die vier Missionare, die die Manus-Gemeinde in den Sepik-Distrikt auf Neuguinea ausgesandt hat, wurden unterstützt. — Es wird auch die zur EC-Eigenart gehörende Gruppenarbeit getan. Die wichtige Sonnenscheingruppe singt den Kranken im Hospital, und die Missionsgruppe sendet junge Zeugen zu evangelistischem Einsatz aus. Es ist auch ein Briefwechsel mit EClern in Deutschland entstanden. Die Manus-EClern freuen sich, daß sie auf diese Weise sichtbar erleben, wie sie in eine große Familie junger Christen rings um den

Erdball aufgenommen worden sind. Ich habe einige ihrer Briefe an die deutschen Empfänger gelesen. „Hier ist die Stimme von Manus“ — so stellt sich einer seinem Freund in Deutschland vor. Ein anderer läßt seinen Partner an den Freuden und Ängsten seines Lernens und seines Lehrerexamens teilnehmen und bittet ihn um seine Fürbitte.

Taufe mit Barnabas

Der zweite Höhepunkt nach der EC-Gründung war eine Missionstaufe. Einige junge Leute und ein älterer Mann wollten gern von den beiden „Bischöfen“ aus Deutschland getauft werden. Säuglingstaufe wird in der „Evangelical Mission“ auf Manus nicht verworfen, aber praktisch wenig geübt. Meistens wartet man die Zeit der persönlichen Glaubensentscheidung ab, bis man tauft. Ostern 1962 hatte die letzte größere Taufe stattgefunden. Einige waren sich seitdem darüber klargeworden, daß auch sie zu Gottes Schar gehören und durch die Taufe in die volle Gliedschaft der Gemeinde aufgenommen werden wollten. Die ganze Gemeinde freute sich mit über ihren Entschluß.

Erst trafen wir uns alle in der Kirche in Lugos. Diese Kirche ist äußerlich kein Prachtbau. Sie ist aus Blech errichtet. Sie hat noch keine Glocke, es wird an eine leere Sauerstoffflasche geschlagen, wenn die Gemeinde zum Gottesdienst geladen wird. Als die amerikanischen Truppen im zweiten Weltkrieg auf Manus weilten, bauten sie überall ihre Baracken, Warenlager und Munitionsdepots. Als sie abzogen, verfiel vieles schnell und wurde von der tropischen Vegetation überwuchert. Einige Baracken kaufte für billiges Geld die Mission. Sie machte daraus Heime für die Missionsschüler und Wohnungen für die Mitarbeiter. Eine lange Halle in Lugos, die den Soldaten als Kantine gedient hatte, wurde in eine Kirche verwandelt, die einigen hundert Personen Platz bietet. Nein, schön sieht es wirklich nicht aus, dieses Bauwerk aus billigem Blech. Aber schön ist das Innere, wenn sich dort die Gemeinde Jesu versammelt, ihres Herrn Wort hört und seinen Namen

lobt. Ich fand die Kirche schön, als ich dort in einer Tropennacht den ersten Jugendbund gründen durfte. Und schön war sie am Tauftag, als die große Gemeinde sich in ihr drängte, die dann singend den Abhang zum Strand hinunterzog.

Dr. Koch und ich gingen mit unsern Täuflingen ein Stück in den Ozean hinaus. Dort taufte wir sie durch Untertauchen auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Wir beide lehnen die Kindertaufe nicht ab, aber wir fühlten uns bei der Tauffeier auf Manus dem Neuen Testament und dem Geist der wahren Gemeinde Jesu doch näher als bei der Taufe des Kindes irgendeiner namenchristlichen Familie. Wie oft folgt man nur einer frommen Gewohnheit, die kaum noch verstanden wird! Allerdings ließen wir uns nicht bewegen, eine junge Lehrerin, die bereits als kleines Kind getauft worden war, noch einmal zu taufen, wie sie es als nunmehr bewußtes Eigentum des Herrn Jesus wünschte. Wir wollten nicht den fragwürdigen Ruhm ernten, auf Manus die Wiedertaufe eingeführt zu haben.

Die Täuflinge bekommen am Tauftag einen neuen Namen. Sie wählen ihn aus der Fülle biblischer und kirchengeschichtlich bedeutsamer Namen selbst aus. Was ist das für ein fröhliches Gewimmel von Leuten, die Amos, Jesaja, Petrus, Markus, Timotheus usw. heißen! Auch unsere Täuflinge nannten uns die Namen, die sie fortan tragen wollen. Nur der ältere Mann — er war vor dem ersten Weltkrieg Polizei-Boy bei der deutschen Kolonialverwaltung auf Neuguinea gewesen — überließ uns die Wahl. Wir einigten uns auf den Namen Barnabas. So hieß der Gefährte und Mitarbeiter des Paulus.

Eine Rüstzeit

Die Ältesten und Lehrer der Insel Manus und einiger Nachbarinseln fanden sich in den Tagen unseres Besuches in Lugos zu einer Rüstzeit zusammen. Es war eine Freude, mit ihnen zu arbeiten. Dr. Koch führte sie — neben einigen Bibelarbeiten — in das wichtige, ihm besonders vertraute Gebiet der Seelsorge an okkult Gebundenen ein. Okkultismus ist in vielen

Formen auf den Südseeinseln verbreitet. Aber die Heil- und Siegesmacht des Namens Jesu kann harte Ketten sprengen. Wir brauchten in unsern Zusammenkünften nicht nur zu dozieren. Es kam oft zu guten und lebhaften Gesprächen, zu einem munteren Spiel von Frage und Antwort. Manchmal lachten wir auch herzlich miteinander, wenn originelle Dinge gesagt wurden. Wir sprachen z. B. über den Johannes Markus, der ein Neffe des vorhin erwähnten Barnabas war. Ihm verdanken wir das Markus-Evangelium. Er war zunächst ein ziemlicher Versager in der Nachfolge Jesu und im Dienst für Gottes Reich. Paulus und Barnabas hatten ihn auf ihre erste Missionsreise als Diener mitgenommen. Bald aber packte ihn das Heimweh; er hatte von den Mühsalen des Missionars- und Pionierlebens genug und kehrte zu seiner Mutter nach Jerusalem zurück. Die Gründe für sein rasches Verschwinden sind eben angedeutet worden. Ich wollte nun gern von den Eingeborenen wissen, ob sie die Dinge auch so sehen. Einer nahm den Markus in Schutz und meinte: „Die Apostel haben ihm vielleicht ein zu geringes Gehalt gegeben, darum ist er umgekehrt.“ Gut bezahlt werden — das spielt auch im Denken der Eingeborenen in der Südsee keine geringe Rolle.

Von dem jungen Lehrer, der so antwortete, schrieb mir später einer der Missionare, daß ihn selber die Gehaltsfrage nicht sonderlich interessiere. Er ist inzwischen als Pioniermissionar nach Neuguinea gegangen. Dort kann ihm niemand Reichtümer versprechen und geben. Dort muß er ganz schlicht und einfach leben und arbeiten. Er tut es fröhlich, weil er Jesus liebhat und sein Reich bauen will. Als die Bewohner eines Dorfes gegen einen weißen Missionar mit Drohungen vorgingen, ist er dorthin gegangen und hat furchtlos das Zeugnis von Jesus gesagt.

Einmal kamen wir bei der Rüstzeit auf die Weltgeschichte der letzten Jahre zu sprechen. Ich fragte unsere braunen Christen — braun ist die Hautfarbe auf Manus —, ob sie einmal von einem Mann namens Adolf Hitler gehört hätten. Den meisten war dieser Name ganz unbekannt. Aber einer meldete sich und gab an, zu wissen, wer das sei. Hier ist seine inter-

essante Antwort: „Hitler, das war ein großer König der Armee in Deutschland!“ Das war offenkundig als ein positives Urteil gemeint. Da habe ich etwas getan, was ich sonst gar nicht liebe: Ich habe „entmythologisiert“. Ich habe das Hitlerbild zurechtgerückt und den Leuten gesagt, was dieser Hitler für ein böser Mann war und was er Verderbliches und Grausames in der Welt getan hat. Nun ja, die deutschen und europäischen Verhältnisse und Geschehnisse sind weit entfernt von der Vorstellungs- und Erlebniswelt der Manus-Leute. Daß sich da einiges etwas kraus und seltsam in ihren Köpfen darstellt, ist begreiflich und verzeihlich.

Der Kargo-Kult

Jetzt muß ich aber von sehr gefährlichen und richtig krankhaften Vorstellungen etwas sagen, die sich in den Köpfen vieler Insulaner — und nicht nur auf Manus — festgesetzt haben. Diese Ideen haben die Bewegung des Kargo-Kultes verursacht, die sich zu einer großen Gefahr für die Missionsarbeit ausgewachsen hat. Im Kargo-Kult sind dämonische Gegenkräfte gegen das Wachsen des Reiches Gottes mobilisiert.

Diese eigenartige religionsgeschichtliche Erscheinung hat ihren Ursprung in den verworrenen Träumen eines Mannes, der von einer Manus benachbarten Insel stammt. Er gehörte zur Eingeborenen-Polizeitruppe auf Neuguinea und nahm am Kampf gegen die Japaner teil. In dieser Zeit hat er — wie seine eigene Erzählung lautet — auf der Flucht vor den Japanern einmal halbverhungert im Urwald gelegen. Dort seien ihm seine verstorbenen Ahnen erschienen. Diese beauftragten ihn, nach der Rückkehr auf die Heimatinsel eine neue Lehre zu verkünden: Es stehe eine wunderbare, neue Zeit bevor. Man solle alle Gegenstände aus der alten Zeit, Kanus, Waffen, Eßgeräte, Kochtöpfe usw., zerschlagen. Als Ersatz würden die Ahnen viel Herrlicheres senden: Motorboote, Autos, schöne Kleider, reichen Schmuck, üppiges Essen und vieles andere.

Diese phantastischen Träume und Erzählungen fielen zeitlich mit dem Ende der japanischen Herrschaft auf den Südseeinseln und dem Auftauchen der Amerikaner zusammen. Als diese ihre Flottenstützpunkte aufbauten und aus ihren Flugzeugen und Schiffen alle die Dinge der amerikanisch-europäischen Zivilisation ausluden, begann für die Eingeborenen das große Staunen. Solche Sachen hatten sie nie im Leben gesehen. Die Gier kam auf, das alles auch zu besitzen, und die Gier steigerte sich zu religiöser Inbrunst. Man fragte sich: Konnten Menschen eine derartige verschwenderische Fülle überhaupt herstellen? Waren das nicht vielmehr jene Güter, die die Ahnen versprochen und für ihre Nachfahren bestimmt hatten? Hatten nicht die schlauen Weißen gestohlen, was rechtmäßig den Eingeborenen gehörte? So kam in die Bewegung des Kargo-Kultes (cargo = Ladung, Güter) ein feindseliger Zug gegen die Weißen hinein.

Gier gehört zum menschlichen Herzen. Es ist begreiflich, daß sie mit Macht bei Menschen erwachte, die bisher völlig primitiv gelebt hatten und nun auf einmal dem phantastischen Lebensstandard der Amerikaner begegneten. Es nimmt nicht wunder, daß „Propheten“, die die eben geschilderten verworrenen Ideen entwickelten und verbreiteten, viel Gehör und Zulauf fanden. Das wäre ja das Paradies auf Erden, wenn alle diese Reichtümer den Eingeborenen zufielen! Die Mission wurde beschuldigt, daß sie nur ein Paradies nach dem Tode verheiße. Sie verschweige, daß die Ahnen dieses Paradies ihren Söhnen und Enkeln schon zu deren Lebzeiten bringen wollten. An manchen Orten wurde munter der alte Besitz zertrümmert. Als es dann die Ahnen mit der Sendung der Güter gar nicht eilig hatten, flaute die Bewegung keineswegs ab. Es wurden immer neue Termine für den Anbruch der paradiesischen Zeit genannt. Ganze Nächte saßen die Anhänger des Kargo-Kultes in ihren Hütten zusammen und erhitzen einander in der Ausmalung der herrlichen Zukunft. Verzückungen und wildes Getümmel beherrschten die Szene. Das Tollste in der Anfangszeit der Bewegung war die Ermordung eines Mannes durch seinen eigenen Bruder. Er hatte

gesagt: „Tötet mich; dann kommen die Güter, die wir erträumen, schneller!“ Der Bruder schlug ihn mit einem Beil nieder. Er und die andern Anhänger glaubten, wie Jesus würde der Tote nach drei Tagen auferstehen. Dann brächte er Schätze im Überfluß mit.

Solche Verirrungen haben inzwischen aufgehört. Die Bewegung ist an den Enttäuschungen ihrer Gefolgsleute nicht zugrunde gegangen. Sie lebt weiter. Heute zählt sie auf den Admiralitätsinseln etwa 5 000 Anhänger, während sich zur „Evangelical Mission“ 3 000 Leute halten. Es ist mancher Abfall von Christen zum Kargo-Kult vorgekommen. Menschliche Habgier, altes Heidentum, mißbrauchtes christliches Gedankengut — das alles mischt sich in der Bewegung. Mit Recht sehen die Missionare den altbösen Feind hier am Werk, der durch Verwirrung und Lüge Gottes Sache schaden will. Die Leute vom Kargo-Kult rechnen jetzt im allgemeinen nicht mehr damit, daß die Ahnen die ersehnten Güter und den höheren Lebensstandard bringen. Sie trauen die Erfüllung ihrer Hoffnungen ihrer eigenen Kraft zu. Saubere Dörfer und mustergültig bebaute Felder sind dafür ein Zeichen.

Von den abgefallenen Christen sind einige in die Gemeinde zurückgekehrt. Aber im allgemeinen sind die Türen für das Evangelium in den Gegenden, wo der Kargo-Kult herrscht, weitgehend verschlossen. Eine Hoffnung bilden junge Menschen, die es in den letzten Jahren wagten, in die Missionschule einzutreten. Sie fanden dort den Herrn Jesus und wollen ihm die Treue halten. Das ist besonders schwer, wenn sie in den Schulferien in ihre Heimatdörfer zurückkehren. Ihre Eltern und die Dorfgenossen begegnen ihnen mit Groll und Gehässigkeit. Sie stärken sich in kleinen Kreisen im Gebet und beim Bibellesen.

Hoffnung für Manus

Die jungen Christen vor allem sind die große Hoffnung der Mission und des Reiches Gottes auf Manus. Wir sahen sie und gewannen sie lieb. Wie wichtig ist die Schularbeit!

Man könnte aus der Ferne meinen, die Missionare täten das Beste und Wichtigste für die Sache des Herrn, wenn sie durch den Urwald ziehen und in einsamen Dörfern das Evangelium verkündigen. Wenn sie aber Kinder unterrichten und ihnen Lesen und Schreiben beibringen, dann seien sie in Gefahr, ihren eigentlichen Auftrag aus den Augen zu verlieren. Vielleicht mag das anderswo zutreffen. Auf Manus ist es aber nicht so. Da ist Schularbeit herrliche, hoffnungsvolle Reichgottesarbeit. Es bleibt ja nicht beim Unterricht, beim Rechnen und Lesen, nein, es wird lebendig vom Herrn Jesus erzählt und zu seiner Nachfolge eingeladen. In der Schulzeit treffen viele ihre Entscheidung für Christus, begehren die Taufe und fangen an, in der Gemeinde Jesu zu wachsen und zu arbeiten. Es ist Hoffnung für Manus! Der Herr selbst baut dort sein Reich, trotz vieler Nöte und Widerstände. Wir haben ihn am Werk gesehen.

HONGKONG

Die Blindenmission

Nach dem gemeinsamen Besuch auf Manus mußten Dr. Koch und ich uns trennen. Er reiste nach Neuguinea weiter. Meine nächste Station war Hongkong, wo ich die Arbeit der Hildesheimer Blindenmission in dem Heim „Eben-Ezer“ kennenlernen und darüber hinaus einen Einblick in die soziale und missionarische Lage dieses von Flüchtlingen überfüllten Gebiets gewinnen wollte.

Die britische Kronkolonie Hongkong liegt an der Südküste Chinas. Sie umfaßt die Insel Hongkong, die von China 1842 an England abgetreten wurde, die gegenüberliegende Halbinsel Kowloon und ein größeres Hinterland auf dem chinesischen Festland, das 1899 auf neunundneunzig Jahre von China an die Engländer verpachtet wurde, die New Territories. Von den zusammen nur tausend Quadratkilometern Land dienen dreißig für Wohn- und Industriezwecke, hundertdreißig für Ackerbau. Der Rest ist Gebirge oder Morast und darum für menschliche Besiedlung und Benutzung praktisch unbrauchbar. Die Bevölkerung von Hongkong ist ungeheuer gewachsen. Wo 1945 600 000 Menschen lebten, sind es heute über drei Millionen. Davon sind mehr als 90% Chinesen, unter ihnen die vielen Hunderttausende, die aus dem riesigen China, nachdem es kommunistisch geworden war, nach Hongkong geflohen sind.

Bedrückend ist die Gegenwart für Hongkong durch die Unmöglichkeit, für alle die Flüchtlinge menschenwürdige Lebensverhältnisse zu schaffen. Dunkel hängt die Zukunft über der Kolonie. Wer will die chinesischen Soldaten aufhalten, wenn sie eines Tages über die Stacheldrahtverhaue an der Grenze hinweg sich nach Hongkong ergießen und dort die rote Fahne mit den fünf gelben Sternen aufpflanzen? Wann wird das sein? Niemand in Hongkong denkt gern daran. Vorläufig hat die Regierung in Peking kein Interesse,

Hongkong zu erobern und zu besetzen. Über Hongkong bezieht Rotchina viele Güter aus der westlichen Welt, auf die es noch angewiesen ist. Dort und von dort aus kann es kommunistische Propaganda und Agententätigkeit zur Unterwühlung der Länder rings um das Südchinesische Meer betreiben. China hat im Augenblick mehr Nutzen von Hongkong, wenn es nicht in seiner Hand ist.

Wie reagieren die Menschen in Hongkong auf die düsteren Wolken, die über dem Kommenden hängen? Die überaus geschäftige Bautätigkeit, die bis auf die Berggipfel Hochhäuser erstehen läßt, könnte beinahe glauben lassen, man sehe voll Vertrauen in die Zukunft. Aber ist dieser fiebrige Eifer nicht ein Versuch zu vergessen, wie ungewiß im Grunde alles ist? Kommunistische Propaganda kann sich in Hongkong frei entfalten. Ich sah, wie — ausgerechnet an einem Bankgebäude! — riesige kommunistische Spruchbänder und Symbole, darunter eine „Friedenstaube“, angebracht wurden. Es stand irgendein rotchinesischer Feiertag bevor. Ganz Schlaue, die sich alle Türen offenhalten wollen, schmücken abwechselnd ihre Häuser mit englischen, kommunistischen und nationalchinesischen Fahnen und Zeichen.

In dieser wirren und unsicheren Lage wird vielfältige Missionsarbeit getan, wird am Reich Gottes gebaut. Zwei junge Diakonissen aus Deutschland sind erst vor zwei Jahren nach Hongkong aufgebrochen, weil sie einen Ruf ihres Herrn dorthin hörten: die Schwestern Maria Lange und Lore Spilker vom Diakonissenmutterhaus „Kinderheil“. Dieses Diakonissenwerk war früher in Finkenwalde bei Stettin in Pommern beheimatet und hat nun in Bad Harzburg sein Zuhause gefunden. Es besteht schon über hundert Jahre und tut an Kindern, Kranken und Alten einen gesegneten Dienst christlicher Liebe. Immer wieder war die Frage aufgetaucht, ob man nicht auch eine Arbeit in der Äußeren Mission anpacken sollte. Es kam die Anfrage an das Mutterhaus, ob es nicht für die Arbeit der Hildesheimer Blindenmission in Hongkong Schwestern abgeben könnte. Betend fragte man sich in der Schwesternschaft, wer wohl dazu bereit sein würde. Und da waren es die beiden,

die sich von ihrem Herrn gefragt wußten: „Wen soll ich senden?“ Das geschah ganz unabhängig voneinander. Sie, die sonst als Freundinnen alle ihre Gedanken, Pläne und Geheimnisse miteinander teilten, wußten in der Sache dieser göttlichen Berufung zunächst nichts voneinander. Keine sprach mit der Freundin darüber, keine beeinflusste die andere. Als es dann ans Licht kam, was hier der Geist Gottes an Berufung und Bereitschaft gewirkt hatte, war bei den beiden Schwestern und bei all den andern, die an der Sache mit dem Herzen interessiert waren, das Staunen groß.

So reisten die Diakonissen nach Hongkong in eine schwere Arbeit und in mühselige äußere Verhältnisse. Das betraf nicht das Blindenheim als solches. Das alte Gebäude war abgerissen und durch ein ganz modernes ersetzt worden. Es war zunächst das Klima, das den Schwestern zusetzte. Das Wetter wird von den Monsunwinden bestimmt, Monate hindurch ist es feucht-heiß. Das Erlernen der chinesischen Sprache wurde neben ersten Handreichungen unter den blinden Kindern und Alten die Hauptaufgabe. Chinesisch mit seinen vielen Schriftzeichen oder eigentlich Schriftbildern ist eine schwer zu erlernende Sprache. Und manches andere kam dazu, was das in Deutschland so willig gesprochene Ja hätte ins Wanken bringen können. Aber die beiden halten tapfer daran fest. Sie freuten sich sehr über meinen Besuch; sie kommen ja beide aus den Reihen des EC. Das Schöne und Wichtige, wenn sich Leute Jesu auf den Dienstwegen des Reiches Gottes begegnen, ist ja, daß sie einander stärken und ermutigen dürfen. Einer hilft dem andern, fest auf den Herrn zu schauen, seiner Führung und seinen Verheißungen zu trauen und von seiner Kraft zu nehmen.

Neben den beiden Diakonissen stehen noch andere deutsche Mitarbeiter im Blindenheim in der Pakfulam-Straße in Hongkong im Dienst. Den Unterricht geben chinesische Lehrer, die vielen Hausarbeiten verrichten chinesische Amahs (Hausangestellte). Bei meinem Besuch befanden sich ungefähr hundertdreißig blinde Kinder im Heim: vom Kindergartenalter an bis zu vierzehn, fünfzehn Jahren. Einige waren auch noch

älter. Vielleicht ist die Zahl inzwischen noch gewachsen. Der Unterrichtsstoff ist wie in den Schulen für sehende Kinder. Auch Turnen fehlt nicht. Wenn blinde Kinder Seilhüpfen lernen sollen, sind sie natürlich erst recht ängstlich und ungeschickt. Aber bald sieht man sie schon im Eiltempo vorwärts und rückwärts rennen. Sonderbegabungen wie Freude an der Musik werden nach Kräften gefördert.

Ich war dabei, als die Schwestern mit den Kleinsten ihrer Schützlinge einen Nachmittag am Strand verbrachten. Freunde des Blindenheims kommen mit ihren Autos einmal in der Woche, holen die Kinder ab, fahren sie an den Strand, geben ihnen Essen und Erfrischungen und spielen mit ihnen. Es waren kleine Mädchen und Jungen darunter, deren Anblick erschüttern konnte. Sie sind nicht nur blind, sondern auch geistig zurückgeblieben. Was ist für eine Liebe und Geduld vonnöten, um auf ihre ernsten und glanzlosen Gesichter einen kleinen Schein von Freude zu zaubern! Wenn die Schwestern sehen, wie so ein körperlich und geistig armes Geschöpflein sich unendlich langsam ein wenig entfaltet, dann sind sie glücklich, und ihre viele Mühe findet den schönsten Lohn.

Prächtige Lehrer unterrichten im Heim. Unter ihnen hat mich besonders beeindruckt der fast blinde Pastor Lee, der allen Religionsunterricht — einunddreißig Wochenstunden — erteilt. Auch bei der abendlichen Singstunde und Andacht hilft er fröhlich mit. Was können die Kinder nicht alles singen und wie schnell lernen sie neue Lieder! Pastor Lee ist ein kindlich gläubiger Mann. Sein lebendiges Christuszeugnis bleibt nicht ohne Wirkung. An ihm sehen die Kinder, daß auch ein durch Blindheit behinderter Mensch es im Leben zu etwas bringen, ja daß er Pastor und Zeuge Jesu sein kann. Man tut in dem Heim und in der Schule für die blinden Kinder alles, damit sie in irgendeinem Beruf tüchtig werden und später ihren Lebensunterhalt selbst verdienen können. Aber das Problem, vor dem schon die Gesunden und Sehenden in dem überbevölkerten Hongkong mit seinen beschränkten Arbeitsmöglichkeiten stehen, gilt natürlich erst recht für die Blinden: Wo finden sie wirklich einen Platz, eine Lebensaufgabe?

Das Zeugnis von Pastor Lee

Pastor Lee hat meine Bitte erfüllt und ein wenig aus seinem Leben aufgeschrieben. Hören wir, wie Gott diesen seinen blinden Zeugen geführt hat:

„Ich bin in Schanghai geboren. Schanghai ist eine der zehn größten Städte der Welt. Es liegt im Osten Chinas. Sechs Millionen Menschen leben dort. Schanghai hat eine schöne Lage und eine reiche Industrie.

Ich danke Gott, der mir das Vorrecht gewährte, daß ich in einer christlichen Familie aufwuchs. Mein Name ist Daniel. Es hat schon fünf Generationen Christen in meiner Familie gegeben. Mein Großvater und mein Vater waren Pastoren. Mein Großvater war ein Pastor der China-Inland-Mission. Er starb früh. Mein Vater starb 1952 im Krankenhaus in Kowloon. Sicher ist es eine Frucht der Gebete meiner Eltern, daß einer meiner Brüder und eine Schwester ihr Leben dem Dienst des Herrn geweiht haben und seine Boten geworden sind. Ich bin der dritte, der sein Leben Christus gab und den Ruf in seinen Dienst hörte und annahm.

Als Kind ging ich mit meiner Familie gern in die Sonntagschule. Wir freuten uns, wenn wir die biblischen Geschichten hören und lernen konnten. Als ich ein Schuljunge wurde, schickten mich meine Eltern zusammen mit einem älteren Bruder und einer Schwester in eine kirchliche Schule. Die Lehrer dort unterrichteten uns mit mütterlicher Liebe, sie waren treu, aufrichtig und liebevoll. Sie kümmerten sich eifrig um uns. Ich genoß die sorglosen Jahre der Kindheit sehr.

Dann kam ich auf eine Mittelschule. Sie hatte drei Abteilungen: allgemeine wissenschaftliche Ausbildung, Mathematik und Handelslehre. Ich wählte das letztere Fach; denn ich dachte: Wenn du Geschäftsmann wirst, hast du das bequemste Leben. Ich dachte in meinem Ehrgeiz nicht an das Wort Jesu: ‚Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?‘

Die Zeit ging dahin. Ich wurde Universitätsstudent. Ich wählte das Fach der Wirtschaftswissenschaft an der reichen chinesischen Universität von Schanghai. Aber schöne Blumen blühen oft nicht lange. Der Kommunismus kam zur Herrschaft und unterjochte meine Heimatstadt und ganz China. Ich verließ mit meiner Familie China, wir wurden Flüchtlinge und kamen mit Hunderttausenden anderer nach Hongkong.

Ich war schon immer sehr kurzsichtig, und jetzt bin ich nahezu blind. Vor fünf Jahren überredete mich der Arzt, ich sollte in die Blindenarbeit gehen. Er führte mich in die Wohlfahrtsabteilung bei der Regierung von Hongkong ein. Dort arbeitete Frau Koo für die Blinden. Sie sowohl wie der Arzt waren gläubige Christen, und ich habe ihnen viel zu verdanken. Jede Woche durfte ich zu Frau Koo ins Büro kommen, wo sie mich in der Blindenschrift unterrichtete. Bald vermittelte sie mir auch Unterrichtsstunden für blinde Kinder in deren Häusern. Sie sagte mir eines Tages, meine Arbeit würde noch nützlicher sein können, wenn ich den Unterricht einer Blindenschule mitmachen würde. Sie schickte mich nach ‚Eben-Ezer‘, der Blindenschule der Hildesheimer Blindenmission. An den Lehrern spürte ich, wie freundlich sie mit den Schülern umgingen. Sie wollten den so schwer durch ihre Blindheit Behinderten helfen, das Leben zu bestehen. Diese Aufgabe begann auch mich zu locken. Ich wollte werden wie sie.

An einem Sommermorgen im Jahre 1957 wurde ich von einem Auto gegenüber dem Eingangstor von ‚Eben-Ezer‘ angefahren und verletzt. Im Krankenhaus litt ich große Schmerzen. Als ich aber nach dem Unfall bewußtlos auf der Erde lag, hatte ich eine seltsame Schau in meinem Innern. Ich befand mich zu mitternächtlicher Stunde unter einem weiten, von Sternen übersäten Himmel. Ich schritt durch ein Tal und ging sicher durch einen Sumpf mit einem Stab in der Hand. Da war mir klar, daß Gott sich mir als Stab und Hilfe anbot, um mich von allem Übel zu erretten und mich zu den Stätten der Ruhe für das Gewissen, den Geist und den Leib zu führen. Nun wollte ich nur noch diesem guten Gott und Hirten gehören und ihm und den Menschen dienen.

Gott erhörte meine Gebete und die vieler anderer. Ich durfte von den Folgen des Unfalls und den vielen Schmerzen genesen. Ich durfte das Lutherische Theologische Seminar besuchen und dort 1962 mein Examen machen. Nun arbeite und lebe ich für die Blinden in ‚Eben=Ezer‘. Von Herzen sage ich zu meinem Herrn: ‚Ich will dahin gehen, wo du mich hinführen willst, und immer das tun, was du mir aufträgst.‘“

Der Bote Jesu Leung Sing Sang

Die Begegnung mit lebendigen Jüngern und Zeugen Jesu — wie der fast blinde Pastor Lee einer ist — ist und bleibt das Eindrücklichste in fernen, fremden Ländern. Natureindrücke können unvergeßlich sein. Geschichte und Kultur können den Besucher anziehen und begeistern. Die Beschäftigung mit sozialen und rassischen Problemen und Verhältnissen ist notwendig. Aber die eigentlichen Höhepunkte des Erlebens sind doch immer wieder die Begegnungen mit Christen, denen man die persönliche Glaubensbeziehung zu Jesus Christus abspürt, die für ihren Herrn und seine Sache leben, brennen und wirken. Solch einen hingegebenen Jünger lernte ich auch in Pastor Leung Sing Sang kennen. Schon in Deutschland hatten mir Freunde von ihm erzählt und mich dringend gebeten, ihn aufzusuchen. Und so stieg ich eines Morgens im großen „Alhambra Building“ die vielen Stufen zu seiner Wohnung im 10. oder 11. Stockwerk empor.

Pastor Leung Sing Sang ist ein Pflegekind von Pastor Felix Paulsen, einem Missionar der Breklumer Mission. Er spricht mit einer großen, anhänglichen Liebe von seinem „Vater“. Pastor Paulsen hat viele Jahre in China Missionsdienst getan. Nun wird er als Ruheständler in Deutschland das Heimweh nicht los nach dem Land seiner Lebensarbeit. Seine Liebe, sein Gebet, seine Hoffnung sind immer mit China beschäftigt. Ja, so ist das bei den alten Missionaren, daß sie leiblich wieder in ihrem Geburtsland leben, im Geist aber viel draußen sind,

wo sie für ihren Herrn gearbeitet haben und mit eingeborenen Brüdern und Schwestern so innig im Glauben verbunden waren.

Sing Sang weiß, wie sein „Vater“ in Deutschland an ihn denkt, für ihn betet und nach guter Nachricht von ihm über seinen Weg und Dienst im Reich Gottes sich sehnt. Wie machte es ihm gerade in den Tagen, in denen ich ihn kennenlernte, innerlich Not, daß Pastor Paulsen Hoffnungen für ihn hegte, die sich nicht erfüllen ließen, daß er für ihn einen Auftrag sah, den er nicht als seine Führung bejahen konnte! Wie schwer ist es doch immer wieder, in einer bestimmten Lage des Weges Gottes gewiß zu werden!

Hören wir Sing Sangs seltsame Lebensgeschichte bis hin zu den Tagen, wo er in Hongkong die Klarheit für seinen Auftrag suchte:

Der südchinesische Kreis Hoppo ist Sing Sangs Heimat. Seine Mutter war Waschfrau im Missionarshaus Paulsen. Sie wurde ganz zur Familie gezählt. Sie brachte den Sohn und die Tochter Lakit mit ins Haus, wo sie Freunde und Spielgefährten der zahlreichen Findelkinder wurden, die die Missionarsleute angenommen hatten. Schon der vierjährige Sing Sang liebte es, die Kinder zusammenzurufen und ihnen zu „predigen“. Am kräftigsten sprach er das Amen. Die Mutter war schon lange eine treue Christin. Sie liebte das Wort Gottes und betete mit den Missionarskindern. Als Sing Sang dreizehn Jahre alt war, wurde die Mutter sehr krank. Man brachte sie schon ins Leichenhaus, weil man fest mit ihrem Tod rechnete. Der Sohn rang im Gebet um das geliebte Leben. Er gelobte Gott: „Wenn du mir meine Mutter erhältst, will ich ein Prediger des Evangeliums werden.“ Die Mutter genas, aber Sing Sang vergaß sein Versprechen. Er war jedoch eifrig in der Jugendarbeit dabei, ja der Mittelpunkt des Kreises.

1936 brach der chinesisch-japanische Krieg aus. Er dauerte bis 1945. Missionar Paulsen und seine Frau waren die ganze Zeit interniert. Als sie in die Freiheit zurückkehrten, hatte Sing Sang sein Abitur gemacht und sich als Lehrer und Zollbeamter durchgeschlagen. Dann hatte er mit einem Freund

ein Hotel aufgemacht. Durch dessen betrügerische Machenschaften kam er für kurze Zeit ins Gefängnis.

1947 reiste Missionar Paulsen mit einem einheimischen Pastor und Sing Sang nach Kanton. Der Weg zum Hafen, wo sie sich einschiffen wollten, führte sie durch ein berüchtigtes Räubergebiet. Es gab keine andere Reisemöglichkeit. Und wirklich kamen ihnen in einem Wald dreißig verwegene Gestalten entgegen. Die Räuber waren alle mit Gewehren bewaffnet. Die Reisenden mußten ihr Auto verlassen. Alles Gepäck wurde ihnen weggenommen. Die Taschen ihrer Kleider wurden durchsucht und geleert. Nichts schien den gierigen Händen entgangen zu sein. Als die Räuber ihre Opfer verlassen hatten, entdeckte Sing Sang zu seinem Erstaunen, daß seine chinesische Bibel in einer Hosentasche steckengeblieben war. Später erzählte er, daß ihm das wie ein neuer Ruf Gottes gewesen sei, in den Dienst der Verkündigung zu treten. Aber noch wollte er nicht gehorchen.

Auf einem kümmerlichen Schiff wurde die Fahrt nach Kanton angetreten. Ein Sturm brachte alle Reisenden in höchste Not und Lebensgefahr. Die heidnischen Mitfahrenden brachten den Göttern ihre Opfer dar, die drei Christen klammerten sich an den Mast und riefen den Herrn um Hilfe an. Dann legten sie sich nieder. Sing Sang ließ „Vater“ Paulsen seinen Puls fühlen, der ruhig ging. Er wollte damit zeigen, daß er sich nicht fürchtete. Paulsen sagte: „Sing Sang, der Herr ruft dich! Er braucht dich in seinem Dienst!“ Der junge Mann blieb stumm.

Die Maschine des Schiffes, die ausgesetzt hatte, fing auf einmal wieder an zu arbeiten. Das Schiff kam wie durch ein Wunder wohlbehalten in Kanton an. Aber auch dieses Mal machte Sing Sang noch nicht Ernst mit dem Ruf seines Gottes. Er wollte vielmehr Medizin studieren. Aber Gott ließ den vergeblichen, ungehorsamen jungen Christen nicht los. Als Sing Sang eines Tages durch die Straßen von Kanton ging, hörte er aus einer Kirche die Stimme eines Predigers. Er lief herzu und trat in die Kirche ein. Er kam gerade rechtzeitig zum Beginn der Predigt. Der Mann auf der Kanzel schlug die Bibel

auf und las als Text: „Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!“ Da schlug es bei Sing Sang ein. Nun wurde er Prediger des Evangeliums.

Er besuchte das theologische Seminar einer amerikanischen Missionsgesellschaft in Hankow. Eines Tages sitzt er über seinen Büchern. Ein Mitstudent kommt herein, aufgelöst in Tränen, stürzt neben Sing Sang hin und beginnt, seine Sünden zu bekennen, die der Geist Gottes bei ihm aufgedeckt hat. Sing Sang kniet auch nieder, vom Wirken des Geistes getroffen. Auch sein erschrockenes Gewissen bekennt die Schuld. Die beiden jungen Männer werden miteinander der Vergebung froh und weihen in einer vertieften Hingabe ihr Leben neu dem Herrn Jesus. Die Bewegung ergreift das ganze Seminar, und es kommt zu einer Erweckung unter den Studenten.

Das dunkle Jahr 1949 bricht an. Die Kommunisten haben ganz China ihrer Herrschaft unterworfen. Alle Schüler des theologischen Seminars fliehen nach Hongkong. In einer früheren buddhistischen Akademie, die gemietet wird, geht das Studium weiter. Nach dem Abschluß wird Sing Sang Prediger einer Gemeinde im Vorort Schatin. Er gewinnt besonders die Jugend. Immer ist das Zeugnis von Jesus in seinem Herzen und auf seinen Lippen. Dabei tut er Dinge, die manchen würdigen Leuten übertrieben und reklamehaft vorkommen. Einmal hängt er einen Lautsprecher an eine Hauswand und ruft den Vorübergehenden zu: „Achtung! Achtung! Kommen Sie heute abend zu unserer Versammlung! Sie hören die wichtigste Botschaft Ihres Lebens! Wenn Sie diese Botschaft nicht hören und diesem Ruf nicht folgen, gehen Sie verloren!“

1955 machte Sing Sang eine Besuchsreise nach Deutschland. Er blieb zwei Jahre, studierte und predigte. Ein deutsches Mädchen wurde seine Frau. Die beiden fanden dann in Malaya ein neues Arbeitsfeld. Auch hier wieder war Sing Sang erfinderisch und unermüdlich tätig, um die Leute mit der Jesusbotschaft bekannt zu machen. Dann kam der Ruf nach Hongkong, zu dem vor allem Missionar Paulsen in Deutschland

und der kleine um ihn sich scharende China=Missionsgebetsbund das Ehepaar Sing Sang ermunterten. Missionar Paulsen wußte, daß Flüchtlinge aus seinem früheren Arbeitsfeld in Hoppo nach Hongkong gekommen waren. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los: Sie müßten dort das Evangelium hören. Die Gläubigen müßten gesammelt, unter den Ungläubigen müßte missioniert werden. Niemand anders als seinen jungen Freund Sing Sang konnte sich Pastor Paulsen für diese Arbeit vorstellen. Er war selber aus Hoppo, er würde die Herzen der Menschen finden. Was der „Vater“ betend ersehnte, darin willigten Sing Sang und seine Frau Ursula ein.

Aber die Türen in Hongkong gingen nicht in der erwarteten Weise auf. Zwar kam eine Reihe der Hoppo=Leute in die Versammlungen, die Pastor Leung Sing Sang mit andern einrichtete. Aber die Besucher hatten mehr den Wunsch nach Pflege der landsmannschaftlichen Beziehungen. Dem werbenden Ruf zu Jesus wichen sie aus. Auch in Haus und Familie stellten sich für Sing Sang wachsende Schwierigkeiten ein. Die Frau und die Kinder waren sehr mitgenommen in ihrer Gesundheit. Ich lernte die Familie in ihrer Wohnung hoch oben in einem Riesengebäude kennen. Der Vater war viel zum Dienst und zu Besuchen unterwegs. Wann aber kamen die Frau und die Kinder einmal ins Freie oder gar ins Grüne? Sie waren praktisch immer in die dunkle Wohnung verbannt. Für die Kinder gab es keine Möglichkeit, sich fröhlich zu tummeln. Sie und die Mutter kamen mir wie Blumen vor, die keine Sonne bekommen und im Schatten kränkeln.

In dieser Lage stellte mir Sing Sang die Frage, was er denn nun tun solle. Die Freunde in Deutschland, die mit einer großen Liebe und treuen Fürbitte hinter der bescheidenen Arbeit standen und auch Geld dafür sammelten, hätten es gern gesehen, wenn die Familie in Hongkong geblieben wäre. Das wenige, was ich von der Lage nun sah, machte es mir unmöglich zu sagen: Ihr müßt hier auf alle Fälle aushalten als auf dem Platz, den Gott euch gab. Diese notvollen Familien= und Wohnungsverhältnisse konnte man nicht einfach übersehen, wenn man nach dem Willen Gottes fragte.

Kurz nach diesem meinem Besuch hat die Familie Leung Sing Sang Hongkong wieder verlassen und ist nach Malaya zurückgekehrt. Dort steht unser Freund in schwerer, aber reicher und hoffnungsvoller Arbeit unter chinesischen Landsleuten. Er weiß, daß sein kurzer Weg nach Hongkong, auf dem es nicht zu dem erhofften fruchtbaren Wirken kam, in Gottes Hand und Plan auch einen verborgenen Sinn hat. Mir war es eine Freude, diesen treuen Boten, den Gott einst auf so wundervolle Weise zu seiner Beute gemacht und in seinen Dienst gerufen hat, kennenzulernen.

Freude an der Jugend

In mancherlei Reichgottesarbeit in Hongkong habe ich — wenn auch nur mit flüchtigem Blick — hineinschauen können. Es sind viele amerikanische und europäische Kirchen und Organisationen dort tätig. Einige von ihnen haben längst die chinesischen Christen in die Selbständigkeit entlassen, so die Rheinische und die Basler Mission. In dankbarer Anhänglichkeit, daß ihnen einst die Sendboten der Rheinischen Mission das Evangelium gebracht haben, nennen sich die aus der Arbeit dieser deutschen Missionsgesellschaft hervorgegangenen Gemeinden jetzt „Rhenish Church“ (Rheinische Kirche). Organisatorisch stehen sie ganz auf eigenen Füßen, aber geistlich-brüderlich wollen sie das Band mit der „Muttergemeinde“ festhalten. So machen es auch die Christen aus den einstigen Basler Missionsgemeinden.

Ich habe von den Mitarbeitern der „Rhenish Church“ vor allem den Pastor Tsang kennengelernt. Auch er ist in Deutschland gewesen, hat dort studiert und von dort die Gefährtin des Lebens mit nach Hongkong genommen. Er ist wissenschaftlich-theologisch sehr interessiert und begabt, aber dabei ein eifriger und brennender Zeuge. Beides ist nicht immer verbunden miteinander. Ich habe in einer Gemeinde der „Rhenish Church“ an einem Sonntagmorgen gepredigt. Besonders ist mir das Bild des Kirchenchors in Erinnerung geblieben: fast alles junge Leute, die, mit einer besonderen

Tracht bekleidet, in die Kirche einzogen und deren Gesang mir Herzensbekenntnis zu sein schien.

Die „Rhenish Church“ hat viel Freude an ihrer Jugend. Ich las das Zeugnis, das ein akademisch gebildetes älteres Gemeindeglied dieser Jugend ausstellt: „Sie glauben nicht darum an Christus, weil die Eltern und Großeltern Christen waren und sind, sondern sie haben persönlich Christus angenommen und sind seine entschiedenen und mitarbeitenden Nachfolger geworden.“ Gern hätte ich — aber die Zeit reichte nicht — eine von den lebendigen Jugendstunden miterlebt, die eine durchreisende Missionarin wie folgt schildert: „Sehr beeindruckt waren wir während der Jugendstunde der Vierzehnbis Achtzehnjährigen der Kowloon-Gemeinde, die am Samstagnachmittag stattfand. Als das Bibelwort in kurzen Sätzen vom Jugendleiter ausgelegt war, der sich auch im gleichen Alter befindet, hatten sie Gebetsgemeinschaft. Es wurde ernstlich und von Herzen gebetet, und zwar reihum. Ohne Zwischenpause sprachen sechzehn Jugendliche ein kurzes, freies Gebet. So etwas hatten wir vorher nie erlebt. Es ist die Frucht der Jugendfreizeiten, die einen klaren, entschiedenen Stil haben.“

Von dem bekennenden Eifer junger Christen darf ich noch ein Beispiel, das mir zur Kenntnis kam, weitergeben: Christliche Studenten hatten zu einem Konzert eingeladen. Tausend Besucher, Christen und Heiden, strömten herbei. Ein Programm in englischer und chinesischer Sprache war in aller Händen. Darin las man das herrlich klare Bekenntnis der an dem Konzert Mitwirkenden: „Die heilige Stadt — das ist das Thema unseres Konzerts. Gottes Leute sehnen sich nach einem neuen Reich, nach dem himmlischen. Gott schämt sich nicht, ihr Gott genannt zu werden; denn er hat für sie eine bleibende Stadt bereitet. Wir danken Gott für diese Tatsache und daß wir dieses zeigen dürfen durch unsern Gesang. Lob ist in unsern Herzen und eine sehr große Freude, wenn wir aufblicken zu unserm Heiland Jesus Christus.“

An dem Tage, da wir es begreifen konnten, was es heißt, durch den Glauben an Jesus Christus in ihm geborgen zu sein,

erhielten wir von ihm das Versprechen des ewigen Lebens. Seitdem wir den Frieden mit Gott erleben durften, ist das Verlangen in unsern Herzen erwacht, zu singen und Gottes Namen zu rühmen. Wir hoffen, daß man nicht nur der Musik und der Melodie Beachtung schenkt, sondern daß man die Musik des Evangeliums heraushört. Unser Gebet ist, daß Sie diese Musik in sich aufnehmen möchten in der Stille vor Gott.

„Was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben.“ Wenn die Musik Ihnen das ins Herz trägt, was werden Ihre Gedanken sein? Sind Sie gewiß, daß Sie teilhaben an diesem Segen? Oder wollen Sie den Segen ablehnen und an sich vorübergehen lassen? Wenn Gottes Geist heute abend Ihr Herz bewegt, möchten Sie dann doch den Ruf hören und ihm antworten, an Jesus Christus glauben und ihn als Ihren Erlöser annehmen! „Es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden.“

Wir wollen uns selbst und andere daran erinnern, daß das ewige Erbe, welches Gott uns bereitet hat, sich nicht auf dieser Erde befindet, sondern im Himmel. Alle die Heiligen der vergangenen Zeiten haben sich nach dieser himmlischen Wohnung gesehnt; sie wußten, daß sie hier nur Wanderer und Fremdlinge waren. Freunde, ist diese Erde Ihre Heimat? Oder leben Sie das Leben eines Pilgrims? Wenn nicht, was mag der Grund dafür sein? Ist es nicht der, daß Sie annehmen, Christus komme doch nicht wieder? Wie dürfen Sie es wagen, Gottes Wort für nichtig zu achten, um lieber den Vergnügungen Ihres Lebens nachzulaufen? Christus wird wiederkommen! Die Menschen sagen zwar, wie Sie wissen: „Friede, Friede, der Meister wird nicht erscheinen!“ Aber, Brüder und Schwestern, vernehmt die Stimme Gottes: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist! So jemand die Welt liebt, in dem ist nicht die Liebe des Vaters.“

Ist das nicht ein wundervolles Zeugnis junger Christen und Akademiker? Ja, das gibt es in Hongkong unter intelligenten jungen Menschen, die Medizin oder Rechtswissenschaft, Päd-

agogik oder Philologie, Physik oder Architektur studieren, daß sie sich so klar, so schlicht zu Jesus, dem Heiland und wiederkommenden Herrn, und zum Reich Gottes, das ewig bleibt, bekennen!

Ähnlich Erfreuliches weiß die Basler Mission von der Jugend der Hakka-Kirche in Hongkong zu berichten. Unter den Hakka, einer besonderen Volks- und Sprachgruppe innerhalb des großen chinesischen Volkes, hatte einst die Basler Mission ihr Arbeitsfeld. Nun ist sie mit ihrer Arbeit auf die Gruppe der Hakka-Sprechenden in Hongkong beschränkt. In der Kronkolonie ist die Hakka-Kirche seit langem selbständig, aber herzlich mit der Basler Mission verbunden geblieben. Sie ist missionarisch aktiv und möchte das Evangelium zu den vielen Gliedern des Hakka-Volkes bringen, die im Hinterland von Hongkong leben, darüber hinaus in Nordborneo und in den Chinesenkolonien rings um das Chinesische Meer. Um Prediger in der Hakka-Sprache auszubilden, hat die Kirche in Saikung 1955 ein theologisches Seminar eröffnet, das von dem Schweizer Missionsehepaar Wyder geleitet wird. Ich habe es besucht. Die Zahl der Studierenden ist nicht groß. Aber es ist gute Hoffnung, daß sie wächst.

Ich hörte von einer Freizeit der Jugend der Hakka-Kirche. Die Zeugnisversammlung am Schluß ließ erkennen, wie kräftig Gottes Geist unter dem jungen Volk gewirkt hatte. Ein junger Mann berichtete: „Ich weiß gar nicht, wie das überhaupt zugegangen ist. Ich habe mich bis zum letzten Augenblick gesträubt, Ferien zu nehmen und an der Freizeit teilzunehmen. Ich spürte einfach, daß es da um eine Entscheidung gehen würde, der ich viel lieber ausweichen wollte. Halb unter einem mir ganz unerklärlichen Zwang habe ich mich dann doch entschlossen, und nun bin ich hier dem Herrn begegnet und habe mit Freuden beten gelernt.“ Was das mit dem „unerklärlichen Zwang“ auf sich hatte, verriet das Geständnis seines Freundes: „Ich habe jeden Tag darum gebetet, daß mein Freund an dieser Freizeit teilnehmen möchte.“

Die junge Harmoniumspielerin einer Gemeinde bekannte freimütig: „Obwohl ich in der Kirche mitarbeite, habe ich

eigentlich nicht gewußt, ob ich Christus wirklich nachfolgen wollte; denn ich stand immer stark unter dem Einfluß kommunistischer Propagandaschriften. Aber hier habe ich nun wirklich meine Heimat in der Kirche gefunden.“

Sieben junge Männer und drei junge Mädchen kamen in jener Freizeit-Schlußversammlung nach vorn, um vor der ganzen versammelten Gemeinde sich dem Herrn zum Dienst in seinem Reich zu weihen. Die anwesenden Kirchenräte und Pfarrer waren von diesem Anblick tief bewegt, wie der Herr seine junge Gemeinde zum Dienst aufbietet. Als die heimgekehrten Freizeitler in ihren Gemeinden dann auch noch in einer Zeugnisversammlung vom Gotteserleben der Segenstag berichteten, gab es wieder Frucht: Weitere drei junge Leute erklärten sich zum vollzeitlichen Dienst für den Herrn bereit.

Das Bild der Hakka-Gemeinden wird überall erfreulich mitgeformt von der Dienst- und Verantwortungsfreudigkeit ihrer jungen Glieder. In den Kirchenhören singen sie das Lob Gottes. Wo immer man sie braucht, sind sie da. Sie haben sich zu einem eigenen Jugendverband zusammengeschlossen, haben ihr eigenes Blatt und ihre Vertreter in den Kirchenräten und in der Synode.

Nun sei noch von einer ganz anderen originellen Missionsarbeit berichtet, wie sie nur in den Ländern Asiens möglich ist, wo viele Menschen in Hausbooten auf dem Wasser in Häfen und an Flußufern leben. Ich lernte die „Oriental Boat Mission“ (Bootsmission des Ostens) kennen, die in Hongkong einige Stützpunkte unterhält. Die Bootsbevölkerung besteht aus Fischern, Flüchtlingen und andern armen Leuten. Sie ist sehr verachtet, und die auf dem Lande Lebenden fühlen sich über sie erhaben. Viel krasser Aberglaube und Götzendienst ist unter ihnen verbreitet. Aber auch für sie hat Gott in den Herzen seiner Kinder die Liebe und den Eifer entzündet. Ich besuchte zwei amerikanische Missionarinnen, die mitten in dem tollen Lärm und Gewimmel eines solchen unvorstellbar malerischen (und schmutzigen) Hafens auf einem Missionsboot leben. Ein neues ist gebaut und in Dienst

gestellt worden. Dort können nun auch größere Versammlungen gehalten werden, wie z. B. die Eröffnung der Sonntagschule. Die „Sunday School“ hat ja in den amerikanischen Kirchen und Missionsgesellschaften eine ganz andere Bedeutung und einen viel größeren Umfang als bei uns. Von den kleinen Kindern bis zu den Alten nehmen alle an einer Sonntagsschulklasse teil. Zu den einzelnen Gruppen zerstreut man sich im alten und im neuen Boot. Auch hier ist viel hoffnungsvolle Jugend dabei.

Was ist das immer für ein Zeugnis für die heidnische Umgebung, wenn wieder einer von diesen armen Bootsleuten von der Wahrheit des Evangeliums so erfaßt wird, daß er in aller Öffentlichkeit auf seinem Boot die alten Götzen verbrennt! Die Missionare, die in dieser Umgebung leben, haben es nicht bequem und ruhig. Das ganze bunte und laute Leben und Treiben des Ostens brandet Tag und Nacht um sie. Aber wie lieben sie ihre Arbeit! Die eine Missionarin war schon achtzig Jahre alt. Aber sie will nicht in den Ruhestand treten und nach Amerika zurückkehren. Sie hängt zu sehr an ihren Chinesen. Unter ihnen will sie Jesus verkündigen, solange die Kraft reicht. Unter ihnen will sie einmal begraben sein. Was ist das für eine dringliche Frage an die Echtheit und Treue des eigenen Lebens mit Jesus und des Dienstes für ihn, wenn man solchen hingeebenen Christuszeugen begegnet!

Der Glaube, der in der Liebe tätig ist

So schön und herzerfreuend der ganz zentrale Dienst der Verkündigung ist, wie er in Hongkong an vielen Plätzen von vielen Leuten auf mannigfache Weise getan wird, er muß sich auch verbinden mit dem schlichten Tun und Helfen der Liebe. Es ist dies die Liebe, die aus dem Glauben kommt und die bezeugen will, daß die Jünger Jesu in Hongkong nicht übersehen wollen und können, wie Armut, Elend, Hunger, Krankheit und Flüchtlingsnot auch den Leib der Menschen drücken und quälen.

Das Hauptproblem Hongkongs ist seine Übervölkerung.

Die Stadt, die mit ihren Einrichtungen für höchstens eine Million Menschen vorgesehen war, muß heute die dreifache Menge beherbergen. Hunderttausende von Flüchtlingen sind nach Hongkong geströmt, seitdem das riesige chinesische Reich kommunistisch geworden ist. Noch wohnen viele von ihnen an Hügeln und Hängen in erbärmlichen Bretterbuden oder unter schrägen Blechwänden in den Straßen und Gassen an den Häusern entlang. Wovon sollen sie alle leben, wo und wie Arbeit finden?

Die Regierung von Hongkong tut viel, und doch hat sie bei der Übervölkerung der Stadt Zehntausende, die auch nach Hongkong hineinwollten, an der Grenze zurückgeschickt – in welch hartes und blutiges Schicksal vielleicht! Überall im Stadtbild fallen jetzt die siebenstöckigen riesigen Wohnblocks auf, die für die Flüchtlinge gebaut worden sind. Von den Balkonen weht nach chinesischer Sitte auf Stangen die Wäsche lustig im Winde. Jede Familie im Haus hat ein kleines Zimmer. Es sind 1 500–3 000 Menschen in einem Block zusammengedrängt. 500 sind auf einen Baderaum angewiesen, ebenso ist es mit Wasserhähnen und Toiletten. Wenn das Wasser wegen Trockenheit knapp wird, kann man sich die chaotischen Zustände vorstellen. Als ich mit einer Gruppe, die ein sachkundiger Mann vom Lutherischen Weltbund führte, einen Wohnblock besuchte, hörte ich, daß insgesamt 555 000 Menschen jetzt in diesen Blocks untergebracht sind.

Ähnlich hoch ist die Zahl, die in alten Mietshäusern wohnt. Durch schmale, schmutzige, dunkle Treppen und Gänge steigt man nach oben. Eine Wohnung besteht aus einem einzigen großen Raum, der etwa DM 100.– Miete monatlich kostet. Meist ist er durch Bretterwände mehrmals unterteilt, und die kleinen Verschläge werden weitervermietet. Auf den flachen Dächern dieser alten Häuser haben noch einmal etwa 100 000 Menschen Hütten errichtet, die bei jedem Sturm gefährdet sind und weggeweht werden können. In dem unvorstellbaren Schmutz und Wirrwarr, der dort oben herrscht, haben wir Kinder lachend spielen sehen.

In Hongkong wird viel für Schule und Bildung getan. Alle

vierzehn Tage wird eine neue Schule eröffnet, aber noch immer warten Zehntausende von Kindern auf den Unterricht. Interessant sind die Dachsulen im obersten Stock der großen Flüchtlingswohnblocks. Sie werden z. T. von Kirchen und Missionsgesellschaften unterhalten. Die Regierung trägt die Kosten für die Ausbildung. Mädchen können Nähen und Kochen lernen. Beliebt ist die kaufmännische Ausbildung mit Englisch, Kurzschrift, Maschinenschreiben und Buchhaltung. Auch in handwerklichen Fächern wird unterrichtet.

Man sagt, daß man in Hongkong nicht so in aller Öffentlichkeit hungert oder gar an Hunger zu sterben braucht wie in Indien. Aber Menschen, die kümmerlich satt werden, gibt es genug. Bei der sprichwörtlichen chinesischen Anspruchslosigkeit braucht der einzelne nicht viel, um sein Leben zu fristen. Wie sollte sonst auch z. B. ein Schuster durchkommen, der kaum Kunden findet, da alles barfuß läuft? Die Hilfe durch Nahrungsmittel, wie sie vom Lutherischen Weltbund und andern kirchlichen Werken und Verbänden geleistet wird, ist noch lange nicht überflüssig geworden. Allerdings geht die Zahl der Unterstützten zurück. Von den Hilfsaktionen des Lutherischen Weltbundes wurden einmal 100 000 Menschen erfaßt, zum Zeitpunkt meines Besuches waren es nur noch 40 000. Die ausgedehnte Schulspeisung hilft mit, daß die Kinder viel aufmerksamer dem Unterricht folgen können. Von daheim brechen viele mit leerem Magen auf. Gar nicht so leicht ist es, den Chinesen das Milchtrinken beizubringen. Sie halten von diesem gesunden Getränk im allgemeinen nicht viel. Der Mißbrauch ist anfänglich oft vorgekommen, daß Beschenkte ihr Milchpulver weiterverkauft haben. Nun wird die Ausgabe überwacht und vor allem bei der Schulspeisung vorgenommen.

Ein Blick nach China

Wenn man in Hongkong weilt, beschäftigen sich die Gedanken viel mit China. Man kann ja hinübersehen in das unheimliche, rätselhafte Reich mit der weitaus größten Be-

völkerungszahl von allen Ländern der Erde, die jedes Jahr weiter anwächst. Wenn man als Besucher bis in die Nähe der Stacheldrahtverhaue an der Grenze herangeht, geht die Frage mit einem: Wie ist es nun drüben in China? Wenn man ein Jünger Jesu ist, möchte man so brennend gern wissen: Wie ist es mit der Gemeinde Gottes bestellt? Gibt es noch eine Gemeinde, die wirklich das Zeugnis ihres Herrn hört und weitersagt? Oder gibt es nur noch eine Handvoll äußerlich und innerlich gleichgeschalteter Christen, die man eigentlich gar nicht mehr Christen nennen darf? Die Abschnürung des roten China von der übrigen Welt ist fast vollständig, so daß man auch in Hongkong — so nahe an Chinas Toren — große Mühe hat, einigermaßen zuverlässige Nachrichten von drüben zu erhalten.

Ein Amerikaner gab mir ein neues Buch zu lesen: „Die Kirche im kommunistischen China“. Darin versucht ein früherer methodistischer Missionar, der von 1915 bis 1951 in China tätig gewesen ist, eine Bestandsaufnahme, wieweit heute noch echte Kirche Jesu Christi dort lebt. Er beschränkt sich auf den Raum des Protestantismus. Er hat sorgfältig alle erreichbaren und verbürgten Informationen der letzten Jahre zu sammeln und zu deuten versucht. Ich habe das Buch mit großer Anteilnahme gelesen. Der Verfasser, Francis Price Jones, macht den Vorbehalt, daß von dem Bild, das er entwirft, keine hundertprozentige Übereinstimmung mit der Wirklichkeit behauptet werden kann. Mit Voraussagen für die Zukunft hält er sehr zurück. Die gegenwärtige und zukünftige Geschichte des Evangeliums und der Gemeinde Jesu in China kennt letztlich nur der, der die Seinen hat wissen lassen, daß sie durch viel Trübsal in das Reich Gottes gehen müssen, der ihnen aber auch verheißen hat, daß er bei ihnen ist alle Tage bis an der Welt Ende.

Der Sieg des Kommunismus über die nationalchinesischen Streitkräfte des Marschalls Tschiangkaischek brachte die große Wende in der Geschichte der Kirche Christi in China. Bald war klar, daß in der Volksrepublik China kein Platz und keine Freiheit für die Missionare und ihre Arbeit sein würde.

Ende 1951 waren die letzten Missionare vertrieben. Die Kirche in China hatte damit alle ihre Beziehungen zur weltweiten Gemeinde Jesu verloren und aufgeben müssen.

Nun geschahen viele seltsame Dinge. Es kam zu Erklärungen und Aktionen der chinesischen Christen, die im Westen Kopfschütteln, Erschrecken und Trauer verursachten und viele zu dem kategorischen Urteil brachten, es gebe keine wahre, an das Evangelium glaubende Gemeinde Jesu in China mehr. Im Juli 1950 war schon ein erstes „Manifest“ mit den Unterschriften von vierzig bekannten Kirchenführern erschienen, das ein bis zwei Jahre später von 400 000 Gemeindegliedern unterzeichnet war. In dem Dokument war zunächst noch zaghaft zugegeben, daß die Arbeit der Mission einen wertvollen Beitrag im chinesischen Leben und in der chinesischen Gesellschaft darstelle. Aber dann folgen die Anklagen, daß die Missionare mit der „imperialistischen“ Politik Amerikas und Europas im Bunde gewesen seien und damit gegen das wahre Interesse Chinas gehandelt hätten. Gewiß hat es in den hundertvierzig Jahren protestantischer Missionsgeschichte in China hier und da einen Missionar gegeben, der mehr westlich-kapitalistisch als geistlich-christlich dachte und handelte. Aber das unterschiedslos von allen Missionaren — bis hin zu einem geistesmächtigen Zeugen wie Hudson Taylor — zu behaupten, ist eine unhaltbare Verfälschung der Geschichte.

Der vom Staat geforderte und von den chinesischen Christen bejahte Abbruch aller persönlichen und finanziellen Verbindungen mit der ausländischen Mission ging Hand in Hand mit dem Aufbau einer rein chinesischen Nationalkirche durch die sogenannte „Drei-Selbst-Reformbewegung“. Zur Zeit des „Manifests“ war diese Bewegung im ersten Aufbau begriffen, dann setzte sie sich immer schneller und vollständiger durch. Das Ziel war: Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung. Solche Gedanken waren der Missionsarbeit nie fremd gewesen; denn rechte Mission will ja eine selbständige, mündige Gemeinde schaffen helfen, die ihre finanziellen, verwaltungsmäßigen und geistlichen Fragen und Aufgaben selber

löst. Aber das Ideal war noch in weiter Ferne geblieben. Nun verkündigten auf Weisung der Regierung die chinesischen Christen von heute auf morgen ihre volle Unabhängigkeit.

Mit der „Drei-Selbst-Reformbewegung“ verband sich schnell eine der traurigsten und unwürdigsten Erscheinungen der neueren chinesischen Kirchengeschichte: die Denunziationen, das Beschuldigen und Anklagen führender Männer der chinesischen Christenheit. Dabei wurden die unsinnigsten und lächerlichsten Behauptungen aufgetischt. Direkt teuflisch war es, daß die kommunistische Regierung solche Denunziationen besonders von denen forderte, die einmal die besten Freunde und engsten Mitarbeiter der jetzt verdamnten Opfer waren. So beschuldigt z. B. ein Bischof seinen Kollegen folgendermaßen: „Heute stehe ich mit der äußersten Entrüstung und Beschämung auf und zeige den christlichen Schurken W. Y. Chen an. Er hat sich in der Methodistenkirche getarnt und versteckt und war doch ein williges Werkzeug des amerikanischen Imperialismus und des Banditen Tschiangkaischek. Er hat gegen das Volk und die Revolution gearbeitet.“ Es folgen fadenscheinige Versuche, diese verlogenen Behauptungen zu beweisen. Am Schluß wird den Kommunisten gedankt, daß sie den Feind des Volkes schon verhaftet haben, und die Bitte ausgesprochen, ihn unerbittlich streng zu bestrafen. Der Angeber fährt fort: „Ich muß mich auch selber kritisieren, und ich fordere alle Methodisten auf, sich in dem Bemühen zu vereinigen, solche Schurken aus der Kirche auszustoßen. Ich bin entschlossen, meine öffentliche Pflicht über alle privaten Gefühle zu stellen bei der Reorganisation unserer Kirche. Ich will die Kirche von allen Verbrechern wie W. Y. Chen reinigen, mag ihre Zahl groß oder klein sein. So kann die Methodistenkirche eine reine Kirche des chinesischen Volkes werden, unter der Leitung der Regierung einmütig und positiv sich beteiligen an allen antiimperialistischen Bestrebungen und so helfen, das neue China zu bauen.“

Die Denunziationen beschränkten sich nicht auf chinesische Kirchenführer der Gegenwart oder auf die letzten noch im

Lande sich aufhaltenden Missionare, sie wurden auch auf die Vergangenheit ausgedehnt. Wer z. B. irgendwann einmal anerkennend über die ausländische Missionsarbeit in China gesprochen oder geschrieben hatte, mußte das jetzt reumütig zurücknehmen und die einst Gelobten verdammen und als Imperialisten verklagen.

Es ist begreiflich, daß man im Westen von solchem Verhalten chinesischer Christen sagte: Das ist eine völlige Anpassung an die kommunistische Denkart, ein völliger Verrat am Glauben und an der Liebe zu den Heiligen Gottes. Der Verfasser des Buches „Die Kirche im kommunistischen China“ versucht, die Handlungsweise zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch in etwa zu erklären: Die Drei-Selbst-Bewegung habe die christliche Kirche im kommunistischen China vor der völligen Zerstörung retten wollen. Sie habe gemeint, das nur tun zu können, indem sie sich der Regierung mit ihrer antiimperialistischen Haltung empfehle und dem Weg in die marxistische Zukunft des Landes sich nicht entgegenstelle. Die Kirche bestehe tatsächlich noch, wenn auch um den Preis vieler Opfer und fragwürdiger Kompromisse. Es fällt mir schwer, solchen Überlegungen zuzustimmen. Ganz fragwürdig wird es, wenn Francis Price Jones die Schlüsselfigur in der ganzen „Drei-Selbst-“ und Denunziationsbewegung, den früheren CVJM-Sekretär Y. T. Wu, als einen im Grunde persönlich gläubigen und geistlich gesinnten Christen darzustellen versucht. Er zitiert folgende Sätze Wus:

„Seit der Befreiung (Chinas durch die Kommunisten) hören wir häufig Christen fragen: Hat das Christentum eine Zukunft? Das ist eigentlich eine seltsame Frage auf den Lippen eines Christen. Was ist mit seinem Glauben geschehen? Glaubt er, daß der ewige Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, heute zwar lebt, aber morgen nicht mehr regiert? Hat er vergessen, daß Christus, dessen Leben voller Gnade und Wahrheit war, gestern, heute und in Ewigkeit derselbe ist? Glaubt er, daß der Heilige Geist, der bis dahin sein Herz erleuchtet und geführt hat, auf einmal mit seinem Wirken aufhört? Nein! Der ewige, dreieinige Gott ändert sich nicht,

so wie sich die Zeiten ändern. Wir brauchen uns nicht über die Treue Gottes zu beunruhigen, wohl aber über unsere eigene Treue. Wenn wir durch Taten unsern Glauben bekräftigen, wenn wir ein wirksames Zeugnis für Jesus Christus haben, dann wird sich herausstellen, wie unbegründet alle unsere Ängste waren, daß das Christentum keine Zukunft mehr haben könnte.“

Soweit Y. P. Wu. Was soll man dazu sagen? Kann man einem Mann, der ungezählte Christen der Vergangenheit und Gegenwart als Imperialisten und Feinde des Volkes angeklagt und gemein beschimpft hat, ein solch geistliches Wort als echt abnehmen? Was sind das für zwei Seelen in der Brust dieses Mannes? Was sind das für dunkle Rätsel um viele von denen, die sich in China Christen nennen?

Den Kommunisten ist es natürlich nicht genug, wenn sich die Christen nur von der Vergangenheit lossagen und den Imperialismus von einst verdammen. Sie erwarten, daß die chinesischen Christen sich nun auch positiv zur kommunistischen Lehre einstellen. Das ganze chinesische Volk ist eine große Schule geworden, in der die Propagandisten des Marxismus ihm das neue Denken beibringen. Daran beteiligt sich auch die Kirche. Die Kirchenführer, die Pfarrer, die Studenten sind zu Lehrgängen zusammengerufen worden, in denen etwa folgendes Programm in Vorträgen und Diskussionen abgewickelt wurde:

1. Zweck des Lehrgangs und das richtige Verhalten der Teilnehmer.
2. Die Größe und das Liebenswerte unseres Landes.
 - a) Der Gegensatz des alten und des neuen China.
 - b) Die großen Errungenschaften und Zukunftsaussichten des neuen China.
 - c) Wie das neue China entstand.
3. Das Wesen des Imperialismus, wie er die Kirchen als Werkzeuge gebraucht hat.
 - a) Der Imperialismus ohne Maske.
 - b) Wie der Imperialismus seinen Angriff — einschließlich der kulturellen Beeinflussung — gegen China vorgetragen hat.

- c) Wie er noch jetzt die Kirche für seine Angriffsabsichten gebraucht.
- 4. Die Bedeutung der „Drei-Selbst-Bewegung“ und die Religionspolitik der Regierung.
- 5. Abschluß des Lehrgangs.
 - a) Aufsatz der Teilnehmer über ihre eigene Lebens- und Erkenntnisentwicklung.
 - b) Diskussion der Lehrgangsergebnisse in kleinen Gruppen.
 - c) Zusammenfassung der Gruppengespräche.

Als das Wichtigste im ganzen Lehrgang ist der Aufsatz der Teilnehmer über ihre eigene geistige Entwicklung anzusehen. Da muß das ganze bisherige Leben unter die Lupe genommen werden. Die kommunistischen Lehrgangsleiter — zu denen sich auch „fortschrittliche Christen“ gesellen — erwarten folgendes Schema: Zunächst berichtet der Schreiber, wie er von den Missionaren zum „kulturellen Angriff“ gegen sein Land mißbraucht worden ist. Er hat dann aber ihre Schliche durchschaut, und der Lehrgang hat ergänzt, was an Klarheit des Urteils noch fehlte. Nun stellt sich der Schreiber vorbehaltlos hinter die Pläne und Ziele des neuen China. Er erkennt, daß das christliche Denken in den meisten Punkten mit der kommunistischen Lehre völlig übereinstimmt.

Bei solchen „Bekanntnissen“ kann man sich zu merkwürdigen Behauptungen versteigen: „Wenn die Wunder, an die das Christentum glaubt, wahr sind, dann ist das unerhörteste Wunder, das bisher geschehen ist, dieses: daß die chinesische kommunistische Partei in der kurzen Zeitspanne von dreißig Jahren das chinesische Volk, das Jahrtausende hindurch unterdrückt und ausgebeutet worden ist, fähig gemacht hat, auf seinen eigenen Füßen zu stehen, und daß die Partei zugleich die chinesische christliche Kirche befähigt hat, die Fesseln des Imperialismus abzuwerfen.“

Mit absonderlicher geistiger Akrobatik haben viele kirchliche und theologische Führer versucht, christlich-biblische Gedanken, die der Lehre und Praxis des Kommunismus zu widersprechen scheinen, umzudeuten und der kommunistischen Ideologie anzupassen. Wie konnte man z. B. noch ohne Ab-

striche festhalten an dem Gebot Jesu: „Liebet eure Feinde!“? Es war doch überall in Staat und Kirche der Haß gegen den Westen, gegen den Imperialismus geschürt worden. Nun, hatte nicht Jesus die Pharisäer und Schriftgelehrten damals mit harten Worten angeklagt? Waren nicht die christlichen Imperialisten im Westen die modernen Pharisäer, gegen die man das „Wehe!“ schleudern mußte?

Weil die Kommunisten die Erde in einen Idealzustand zu verwandeln vorhaben, dürfen ihnen die Christen nicht mehr mit der Rede dazwischenkommen, daß die Welt böse ist und sich immer mehr zum Bösen und zur Wirrnis hin entwickeln wird, bis dann Gott eingreift und die neue, vollkommene Welt heraufführt. Die chinesischen Christen werfen jetzt der westlichen Theologie und Verkündigung vor, daß sie das Gerede von der bösen Welt und die Hoffnung auf den Himmel nur dazu gebrauchen, um die Unterdrückten an ihrem berechtigten Freiheitskampf zu hindern.

Daß die Kommunisten Atheisten sind, können und wollen auch die chinesischen Christen nicht leugnen. Aber die Gottlosigkeit steckt nur in ihrer Theorie. Ihr praktisches Verhalten dagegen ist sehr oft wesentlich christlich. Jesus hat gesagt: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.“ Und was wollen die Kommunisten anders, als dem Volk, den Ausgebeuteten und Entrechteten zu dienen? Sie gleichen dem Samariter, dessen Gläubigkeit dogmatisch sehr anfechtbar war, der aber mit seinem helfenden Tun an dem, der unter die Räuber gefallen war, den rechtgläubigen Priester und Leviten weit überragte. In den imperialistisch=kapitalistisch verseuchten Kirchen sind die Priester= und Levitentypen die Regel.

Soll man alle die führenden Männer der „Drei-Selbst-Bewegung“, die so oder ähnlich reden können, als Abgefallene, als Verräter brandmarken? Zu ihnen gehört nicht nur ein Mann wie der erwähnte Y. T. Wu, der von dem „social gospel“ (sozialen Evangelium) vieler Großstadt=CVJM geprägt ist, sondern auch der schlicht bibelgläubige Evangelist Marcus Cheng, der früher mit der China-Inland-Mission eng

zusammengearbeitet hat. In der Öffentlichkeit ist nur die Stimme solcher Anhänger und Befürworter der „Drei-Selbst-Bewegung“ zu vernehmen. Wir wissen aber auch von angesehenen Christen, die sich der Bewegung widersetzt, die sie tatsächlich als Abfall und Verrat gebrandmarkt haben. Der bekannteste von ihnen ist vielleicht der Evangelist Wang Ming=tao, der im ganzen Land als Prediger begehrt war. Er war ein kämpferischer Fundamentalist und schon darum ein geschworener Feind der „Drei-Selbst-Bewegung“, weil er dort – mit Recht – viel liberale und modernistische Theologie vermutete. Alle Appelle an seine vaterländische Gesinnung konnten ihn nicht zum Beitritt bewegen. In einer der typischen Denunziationsversammlungen versuchte man, die Stimmung der Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Vergeblich! 1954 und 1955 wagte er noch, gegen die „Drei-Selbst-Bewegung“ zu predigen unter der Themafrage: „Verrätst du des Menschen Sohn mit einem Kuß?“ Schließlich wurde er aber doch verhaftet und ein Jahr gefangengehalten. Zwei beredte Anhänger des Kommunismus teilten mit ihm die Zelle. Bei seiner Freilassung wurde ein angebliches „Schuldbekentnis“ veröffentlicht, das folgendermaßen begann: „Ich bin ein Schurke der Gegenrevolution. Als Resultat der großen Geduld, die mir die Regierung erwies, und der Umerziehung, die mir zuteil wurde, bin ich zur Erkenntnis meines Irrtums gekommen. Die Regierung hat mir eine großzügige Behandlung gewährt, und ich bin vom Abgrund des Verbrechens gerettet worden. Darüber ist mein Herz voller Dankbarkeit.“ Als Wang Ming=tao sich später wieder selber hören lassen konnte, hat er dieses „Geständnis“ widerrufen. Hat er es wirklich in einem Augenblick der Schwäche so abgelegt oder haben seine Bedrücker es ihm einfach in den Mund gelegt? Er kam eine Zeitlang wieder ins Gefängnis und blieb dann unter Hausarrest.

Ein anderer, auch im Westen bekannt gewordener Bekenner unter den chinesischen Christen ist Watchman Nee, der Begründer der „Kleinen Herde“, einer weitverbreiteten christlichen Gemeinschaft. Er ist seit 1952 eingekerkert. Seine klare biblische Haltung und Erkenntnis wird in seinem Buch „Das

normale christliche Leben“ deutlich, das jetzt auch in deutscher Sprache im Verlag R. Brockhaus in Wuppertal erschienen ist. Die Sprecher der „Drei-Selbst-Bewegung“ haben die Maßnahmen gegen diese und andere Männer immer restlos gebilligt und behauptet, in China komme niemand wegen seines Glaubens, sondern nur wegen politisch reaktionärer Haltung ins Gefängnis. Unversöhnlich stehen sich in der chinesischen Christenheit diese beiden Flügel gegenüber: die patriotisch-nationalistische Richtung, wie sie in der „Drei-Selbst-Bewegung“ sich verkörpert und wie sie die Billigung und Unterstützung der Regierung findet, und die Gruppe, die die geistliche Freiheit des einzelnen ohne politische und staatliche Bevormundung fordert.

Die staatlich anerkannte Kirche hat inzwischen wieder einige spärliche Kontakte mit ausländischen Kirchen und Christen aufnehmen können. Sie hat Gäste von draußen empfangen und hat ihrerseits vor allem Kirchen in den kommunistisch-östlichen Ländern besucht. Eine Gruppe chinesischer Kirchenführer ist 1957 nach Ungarn gereist, ein Jahr nach dem unglücklichen Aufstand, in dem das ungarische Volk vergeblich seine Freiheit wiederzugewinnen suchte. Ein Bischof, der an der Besuchsreise teilnahm, hat sich hinterher — für unser Empfinden direkt lästerlich — folgendermaßen geäußert:

„Als unser Flugzeug sich Budapest näherte und wir von oben auf die Stadt heruntersahen, mußten wir an die dunklen Tage vor einem Jahr denken, als die Imperialisten ihre gegenrevolutionären Handlungen begingen. Als wir Chinesen in jenen Tagen unsere Zeitungen lasen, waren unsere Herzen traurig, und wir fragten uns: Kann es wirklich wahr sein, daß Ungarn die kommunistische Völkerfamilie verläßt? Aber als dann die revolutionäre Regierung der Arbeiter und Bauern wieder eingesetzt wurde und Ungarn so schnell mit russischer Hilfe den gegenrevolutionären Aufstand niederwerfen konnte, wurden unsere Herzen wieder voll Freude und Friede. Als ich aus der Luft herunterschaute, mußte ich an Lukas 15 denken: ‚Dieser dein Bruder war tot und ist wieder lebendig gewor-

den. Er war verloren und ist wiedergefunden. Darum wollen wir uns freuen und fröhlich sein.' "

Abordnungen englischer oder australischer Kirchen, die nach China eingeladen wurden, konnten unmöglich ein wahres Bild der dortigen Verhältnisse gewinnen. Sie kamen nur mit solchen chinesischen Kirchenvertretern zusammen, die regierungsamtlich ausgesucht und gedrillt waren, auf Fragen der Besucher, die erwartet werden mußten, gleichförmige, abgedroschene Antworten zu geben. Nie konnten die Besucher unbefangen und unbeobachtet sprechen, mit wem sie wollten. Gleichwohl spürten sie, daß die chinesischen Gastgeber sich freuten über die Wiederaufnahme solcher noch sehr fragwürdiger Beziehungen und daß das Bewußtsein ihnen nicht ganz verlorengegangen ist, daß Christen Glieder einer weltweiten Familie sind.

1956 und 1957 erleichterte sich die Lage für die Christen wie auch für die übrige Bevölkerung vorübergehend. Es wurde von der Regierung das Motto ausgegeben: „Laßt hundert Blumen blühen!“ Statt der bisherigen Einförmigkeit des Denkens sollte Freiheit für verschiedene Gedankenrichtungen gewährt werden. Aber dann begann überall in China eine so muntere Kritik an Lehre und Praxis des Kommunismus, daß die Regierung die Parole von den „hundert Blumen“ schnell wieder zurücknahm und ihr eine neue und noch strengere Gleichschaltung und Unterdrückung aller, also auch der Christen, folgen ließ. In der kurzen Blütezeit der Freiheit waren erstaunliche Sätze zu hören. So wagte es der anglikanische Bischof K. H. Ting, öffentlich den bekannten marxistischen Satz: „Religion ist Opium für das Volk“ umzukehren und zu behaupten, daß in der Geschichte die Weigerung der Menschen, an Gott zu glauben, oft dem Verhalten des Opiumrauchers gleiche: „Die Menschen haben sich selbst betäubt, indem sie sich weigerten, an Gott zu glauben. So konnten sie in der Sünde weitermachen, sich an der Verantwortung vorbeidrücken und die in ihrem Gewissen wach werdenden Vorwürfe ersticken.“

Viele, die solche und andere kritische Sätze über Welt-

anschauung und Handlungsweise des Kommunismus in der „Hundert=Blumen“-Periode gesagt hatten, wurden in der Ende 1957 einsetzenden neuen Verfolgungswelle angeklagt, ihres Amtes enthoben und als Arbeiter in die Fabriken geschickt. In ganz China wurden in übereiltem Tempo die sog. Volkskommunen aufgebaut. Das private Leben hörte weithin auf. Die Familienglieder sahen sich kaum noch. Zeit für persönliche Dinge war überholter Luxus. Für die Christen wurde es schwierig, überhaupt noch eine Stunde für einen gemeinsamen Gottesdienst zu erübrigen. Das Gesetz der Produktion bestimmte alles. Das Land wollte den „großen Sprung vorwärts“ tun. Mußten da nicht die Pastoren wie Schmarotzer erscheinen, wo alle ihre Kräfte für die Zukunft anspannten? Im besten Fall ließ man sie noch nebenamtlich ihren Kirchendienst tun, aber ihre Zeit und Kraft hatte vor allem dem politisch=wirtschaftlichen Aufbau zu gelten.

Die Zahl der Kirchengemeinden wurde radikal verkleinert. In Peking blieben von fünfundsechzig Kirchen nur noch fünf geöffnet, alle andern wurden geschlossen und in einer großartigen patriotischen Geste der Regierung übereignet für irgendeinen öffentlichen Gebrauch, den sie davon machen wollte. Die Prediger, Bibelfrauen und Studenten, die nun ohne Beschäftigung waren, wurden zur Mitarbeit am „großen Sprung vorwärts“ verpflichtet. Hundertfünfzig von ihnen wurden in eine bäuerliche Kommune gesteckt. Schanghai behielt von seinen zweihundert Kirchen dreiundzwanzig.

Alle vorhandenen protestantischen Kirchen und Gruppen hatten sich fortan in diese wenigen Gebäude zu teilen. Sie begannen, gemeinsame Gottesdienste abzuhalten. Dazu versammelten sich so verschiedenartige Gemeinschaften wie die Baptisten, die Heilsarmee, die Adventisten, die Pfingstkreise und andere. Keine ökumenische Bewegung und keine Allianzbestrebung hätte so etwas zuwege gebracht. Jeder verzichtete auf das, was ihm früher als seine unveräußerliche Eigenart und Erkenntnis gegolten hatte: die Adventisten auf den Sabbat und auf das Zehntengeben, die Heilsarmee auf ihre Uniformen und ihren militärischen Aufbau, die „Kleine

Herde“ auf das wöchentliche Brotbrechen, die Pfingstler auf das Zungenreden. In der Predigt in diesen Einheitsgottesdiensten hatten biblische Themen wie die Vergänglichkeit der Welt und das Endgericht nichts mehr zu suchen. Mit solchen angeblich negativen und pessimistischen Lehren wollte man den zukunftsfrohen sozialistischen Aufbau nicht mehr stören. Das Ziel ist unverkennbar, daß aus den Einheitsgottesdiensten sich eine Einheitskirche des Protestantismus entwickelt. Ob die katholische Kirche auch noch einbezogen wird? Sie hat längst ihre Bindungen an Rom aufgeben müssen.

Damit haben wir den gegenwärtigen Zeitpunkt der Entwicklung erreicht. Das Bild ist in vielem so niederdrückend, daß man die im Westen verbreitete Meinung verstehen kann, es gebe in China keine Christen mehr, die diesen Namen verdienen, wenigstens nicht unter den führenden Männern der Kirche, die nicht in Haft sind. Die wahren Bekenner Jesu seien alle im Gefängnis oder versammelten sich in ständiger Gefährdung in kleinen zerstreuten Gruppen außerhalb der „Drei-Selbst-Bewegung“. Wer will hier, zumal wenn er aus dem sicheren westlichen Port sich vernehmen läßt, urteilen oder gar verurteilen? Meine persönliche Sympathie gehört ganz denen, die sich der staatlichen Kirchenpolitik entziehen, die die Unvereinbarkeit des christlichen Zeugnisses mit der atheistischen Ideologie betonen, auch auf die Gefahr hin, dafür denunziert zu werden und leiden zu müssen. Kann man hinter dem so kläglich anmutenden Kompromißlertum der „Drei-Selbst-Bewegung“ noch einen Rest von echtem Glaubens- und Geistesleben vermuten, eine wirkliche Sorge um das Evangelium und um die Gemeinde Jesu entdecken? Wenn man diese Frage mit Nein beantwortet, dann steht man vor der weiteren: Wenn die Führer der Bewegung nur Verräter und Abtrünnige sind, warum brechen sie dann nicht ganz mit dem Christentum und verlassen die Kirche? Es ist schwer, hier alles zu durchschauen. Wieviel von den oft so fragwürdigen Äußerungen und „Geständnissen“, die wir aus China hören, mag unter dem Druck von Überredung, Folter und „Gehirnwäsche“ zustande kommen!

Nun ist es ein ausführlicher „Blick nach China“ geworden. In Hongkong habe ich mit meinen leiblichen Augen die Berge gesehen, die schon in Rotchina liegen. Mein Herz — und sicher das Herz vieler, die China und Gottes Volk in China lieben — möchte aber mehr sehen. Darum habe ich gefragt und gelesen, wo und was ich konnte.* Das Bild, das man auf diese Weise gewinnt, ist sicher unvollständig. Aber eins ist klar: Es ist unendlich schwer, in China Christ zu sein. Die es sein möchten, bedürfen alle ganz besonders unserer Liebe, unserer Fürbitte und unseres hoffenden Glaubens, daß der Herr überall bei den Seinen ist bis an der Welt Ende.

* Hingewiesen sei ferner auf das im Brunnen-Verlag, Gießen, erschienene Buch von Leslie Lyall über die gegenwärtige Lage der Kirche in China: *Trotz Wind und Wetter*. Es deckt sich mit den hier gemachten Ausführungen und schildert noch ausführlicher die Bedrängnis der Gemeinde Jesu in China.

THAILAND

Es geht nicht ohne Ochsen

Thailand war die vorletzte Station meiner Reise. Zweimal bin ich kurz in der Hauptstadt Bangkok gewesen. Sie hat unwahrscheinlich viele und schöne buddhistische Tempel. Zwanzigtausend Tempel soll es im ganzen Land geben, dreihundert stehen allein in Bangkok. Sie haben z. T. vergoldete hohe Spitzen, die weit ins Land hinaus grüßen, und geschwungene, etagenförmige Dächer mit gelbglasierten, leuchtenden Ziegeln. Man steht staunend inmitten ihrer märchenhaften Farbenpracht. Der König und der Adel haben in vergangenen Jahrhunderten gewetteifert, diesen Reichtum religiöser Kunst zu schaffen. In einem dieser Tempel ist der Anziehungspunkt eine große Buddhastatue aus lauter Gold; zu einem andern pilgern die Scharen, weil er eins der größten Heiligtümer der buddhistischen Welt beherbergt, den „Edelstein-Buddha“. In einem Tempel entdeckte ich zu meiner Überraschung neben den Kunstschätzen alter und neuer Zeit eine prosaische große Standuhr mit dem Firmenzeichen „Mauthe“ und dem „Made in Germany“. In den Tempelbezirken wie im ganzen Lande sieht man große Scharen buddhistischer Mönche in ihren typischen orangefarbenen Gewändern. Viele haben den Bettelsack umhängen, den ihnen ihre Gläubigen nicht kärglich füllen. Man hat nicht den Eindruck, daß alle sehr fromme und innerliche Leute sind. Einige sah ich zigarettenrauchend in den Tempeln umherschlendern.

Der Buddhismus ist die Staatsreligion Thailands. 95 Prozent der Bevölkerung gehören ihm an. Aber es ist kein kämpferischer, fanatischer Buddhismus, er ist duldsam. Die Verfassung gewährt Glaubensfreiheit für alle. So kann — wie kaum anderswo in Asien — die christliche Botschaft frei verkündigt werden. Es ist allerdings nicht leicht, die freundlichen, toleranten Thais zu einer klaren Entscheidung für den

christlichen Glauben zu bewegen. Sie lieben es nicht, sich festzulegen. Am liebsten ist es ihnen, wenn man das Christentum als sittliche Lehre verkündet und seinen Offenbarungsanspruch fallen läßt. Neben den buddhistischen Mönchen genießen auch die Pfarrer und Missionare der christlichen Kirchen öffentliche Achtung. In allen Verkehrsmitteln — auch im Flugzeug — reisen sie für die Hälfte. Auch ich als Besucher genoß dieses Vorrecht.

In Thailand scheint niemand direkt zu hungern. Der Reisanbau macht alle satt. Reis ist der Hauptausfuhrartikel. Sicher müssen die Reisbauern oft hart arbeiten. Im übrigen aber scheint mir die Bevölkerung Thailands nicht unter der Hetze zu leiden. Ich sah Bauhandwerker, die ein sehr geruh-sames Tempo anschlugen und das Schläfchen in der Mittags-pause nicht zu kurz bemaßen. Ich schaute Leuten zu, die mit riesigen Netzen in schmutzigen Bächen und Tümpeln fischten. Sie konnten dort unmöglich mit einer großen Ausbeute rechnen. Mit einer rührenden Ausdauer zogen sie immer wieder die Netze aus dem Wasser und warfen sie aufs neue hinein. Selten zappelte etwas darin. Ein friedliches Bild boten auch die Jungen, die ihre Wasserbüffel weideten.

Wichtige Verkehrsmittel sind die Boote auf den vielen Wasserläufen. Es gibt auch Flug- und Eisenbahngesellschaften. Aber das nötigste und nützlichste Fahrzeug ist doch immer noch der Ochsenkarren. Es gibt wenige gut ausgebaute Straßen in Thailand. Die meisten sind nach jedem Regen in einen ausweglosen Morast verwandelt. Dann bleibt das modernste amerikanische und europäische Auto im Schlamm stecken. Nur die Ochsespanne kommen noch durch. Wir gerieten mit einem geländegängigen Jeep, der einiges an verwegenen Fahrten gewohnt war, bei der Missionsfahrt zu einer Aussätzigengemeinde hoffnungslos in den Dreck. Auch hier waren es Ochsespanne, die uns mit Stricken aus der mißlichen Lage befreiten.

Am größten wurde meine Hochachtung vor den Ochsen noch bei einer anderen Gelegenheit. Auch da handelte es sich um einen Besuch bei Aussätzigen. Wir legten den Hinweg zu

Fuß zurück, wenn uns auch ein Ochsenkarren begleitete. Ich erlebte einen unvergeßlichen Gottesdienst. Eine solche Gemeinde hatte ich noch nie gesehen: lauter Aussätzige vom Kindes- bis zum Greisenalter. Viele sahen erbarmungswürdig und verstümmelt aus. Einigen waren Zehen und Finger verfault. Ich hatte sie an Krücken zum Gottesdienst humpeln sehen. Aber es war gar keine traurige Gemeinde. Eine solche Aufmerksamkeit beim Hören der Botschaft des Gotteswortes hatte ich selten erlebt. Und dann das Singen! Es war ein kräftiges Loben Gottes, das unmöglich nur von den Lippen kommen konnte, das vielmehr aus dem Herzen aufstieg. So hatte ich Gesunde selten singen hören. Es ging mir beglückt etwas auf von dem Wunder der Gemeinde Jesu: daß unser Herr auch in dunklen und schweren menschlichen Verhältnissen — bis hinein in die einsamen, von den Gesunden gemiedenen Aussätzigenkolonien — eine Schar hat, die sein Wort liebt, die ihn kennt, die ihm vertraut und das Lob seines Namens mehrt.

Während des Gottesdienstes ging ein heftiger Tropenregen nieder. Durch große Wasserpfützen mußten die Besucher heimwärts humpeln. Der Weg, auf dem wir gekommen waren, war grundlos geworden, und immer noch regnete es. Die Nacht brach herein. Wir setzten uns neben unsere aussätzigen Fuhrmänner auf den Ochsenwagen, und er rasselte und schaukelte heimwärts. Es war eine langsame Fahrt; mehr als einmal war mir bange, daß wir umkippen und im Schlamm landen würden. Aber die treuen Tiere brachten uns über alle Hindernisse hinweg. Ich konnte immer nur wieder ihre Geduld und Zuverlässigkeit bewundern. Ich habe Gott richtig gedankt, daß es neben modernen Düsenflugzeugen und schnellen Autos auch noch die Ochsenespanne gibt. Was sollten z. B. die Missionare in Thailand ohne sie machen?

Es war kein sehr gemütlicher Platz auf dem Wagen bei der schaukelnden nächtlichen Fahrt. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt. Und doch darf ich ohne Übertreibung sagen, daß mir selten im Leben so froh und wohl ums Herz gewesen

ist wie auf meinem Ochsenkarren. Ein ganz klein wenig — wirklich nicht mehr! — erlebte ich die Mühsale, die zum täglichen Brot unserer Missionare gehören. Ein ganz klein wenig — wirklich nicht viel! — weiß ich jetzt aus eigener Anschauung, was alles zu den großen und kleinen Schwierigkeiten und Anstrengungen unserer Missionare bei ihren Reisen und in ihrem Dienst gehört.

Die „Kirche Christi in Thailand“

Ehe ich davon berichte, darf ich erwähnen, daß es in Bangkok eine deutsche Gemeinde gibt. Ihr Seelsorger ist der in Phayao in Nord-Thailand stationierte Missionar Pretel von der Marburger Mission. Es kostet ihn immer eine lange Reise, wenn er zu predigen hat. Ich durfte dieser Gemeinde einen Gottesdienst halten. Es war keine große Schar zusammengekommen. Der deutsche Botschafter war mit seiner Familie zugegen, er las sogar innerhalb der Liturgie das Evangelium des Sonntags vor. Hinterher war ich noch kurz mit Missionar Pretel in sein Haus eingeladen. Es gab ein gutes Gespräch, das nicht nur die politische und gesellschaftliche Tätigkeit eines deutschen Diplomaten im Ausland zum Inhalt hatte, sondern in dem es um echte geistliche Fragen ging. Man merkte vor allem der Gattin des Botschafters an, daß eine solche Unterhaltung ihr mehr zusagte als die oft leeren und öden gesellschaftlichen Verpflichtungen, die zum Leben der Diplomaten gehören. Das Botschafterehepaar erzählte begeistert von seiner Teilnahme an der Hochzeit eines Missionars in Nord-Thailand. Die ganze Arbeit der Marburger Mission wurde mit hoher Anerkennung bedacht. Das ist um so bedeutsamer, als es sich hier um eine pietistisch-erweckliche Missionsarbeit handelt.

Wir hielten im kleinen Kreis in der Wohnung des Lektors für deutsche Sprache an der Universität Bangkok auch eine Bibelstunde ab. Es war kurz vorher ein fürchterlicher Regen niedergegangen, so daß wirklich kein besserer Besuch zu er-

warten war. Mit den wenigen Anwesenden gab es einen lebhaften Austausch.

Das Kennenlernen der deutschen Gemeinde in Bangkok war nur ein willkommenes Nebenresultat meines Besuchs. Dieser galt wesentlich der „Kirche Christi in Thailand“, die mit etwa 30 000 Gliedern die große Mehrheit der thailändischen evangelischen Christen umfaßt. Die Kirche hat 1934 ihre Selbständigkeit erlangt. Sie ist vor allem aus der Missionsarbeit amerikanischer Presbyterianer (Reformierter) erwachsen, umfaßt aber auch Baptisten und andere. Nicht dieser Kirche angeschlossen sind die hundertachtzig Mitarbeiter der Overseas Missionary Fellowship (früher: China-Inland-Mission) mit ihren Gemeinden und die Kreise der Christian and Missionary Alliance. Die letztere ist eine amerikanische Denomination fundamentalistischer Prägung. Ich habe in ihrem Gästehaus in Bangkok gewohnt und mit den dort sich aufhaltenden Missionaren eine gute Gemeinschaft gehabt.

Es ist immer wieder erstaunlich zu sehen, wie die amerikanischen Fundamentalisten, die die Ökumene ablehnen, eine große missionarische Aktivität entwickeln. Ihre vielgeschmähte angebliche theologische Enge ist auf keinen Fall Unbeweglichkeit im missionarischen, für Christus werbenden Eifer. Die amerikanische Heimatgemeinde der Christian and Missionary Alliance umfaßt nur 60 000 Glieder. Diese unterhalten auf über zwanzig Missionsfeldern achthundert Missionare. Wo hätte eine liberale und modernistische Theologie die Kraft, eine Kirche zu solch einem Einsatz für das weltweite Reich Gottes zu erwecken? Zahlenmäßig sind die Kirchen, die sich nicht zur ökumenischen Bewegung halten, den andern, die deren Glieder sind, weit unterlegen. Aber die Anzahl ihrer Missionare übertrifft die der ökumenischen Kirchen.

Die presbyterianische Mission hat ihren Besitz und ihr Vermögen restlos der „Kirche Christi in Thailand“ übergeben. Aber noch geht es nicht ohne die Missionare. Sie haben nicht mehr die Kirchenleitung, aber in ihrer beratenden und helfenden Stellung sind sie noch ganz unentbehrlich. Nie könnte die Thai-Kirche ihre Einrichtungen — wie Schulen und

Krankenhäuser — finanziell selber tragen, dazu ist die ausländische Hilfe noch unerlässlich. Außer den amerikanischen Presbyterianern arbeiten auch noch viele andere Missionare brüderlich mit, darunter aus Deutschland die Boten der Marburger Mission.

Wir reden gern von den „jungen Kirchen“ draußen. Und damit verbindet sich oft der Gedanke einer besonderen Frische und Lebendigkeit. Aber man soll die geistliche Lage dieser Kirchen nicht zu rosig malen. Sie haben auch ihre Probleme. Sie kennen auch längst die Not der zweiten und dritten Generation, des Traditions- und Gewohnheitschristentums, das in den europäischen Landes- und Volkskirchen oft eine große Last ist. Die Marburger Missionare sagten mir das jedenfalls im Hinblick auf die „Kirche Christi in Thailand“. Die wirklich lebendigen, verantwortlich mittragenden Christen sind eine kleine Schar. Manche wollen in der Leitung der Kirche das große Wort führen, die dazu geistlich gar nicht befähigt sind. Ich lernte führende Glieder der Kirche kennen, die bedenklich an den unter uns so verbreiteten Typ des Managers erinnerten. Eins sei noch erwähnt: Es ist für die Thai-Christen sehr schwer, den richtigen, verantwortungsvollen Umgang mit dem Geld zu lernen.

Die Marburger Mission weiß sich aber in diese Kirche vom Herrn hineingeführt und ist ihr im Dienst verbunden. Die Arbeit ist nicht immer leicht und keinesfalls immer nur erfolgreich und sieghaft. Es gibt treue Christen in den Gemeinden, auf die man sich verlassen kann. Gott tut auch neue Türen für die Verkündigung auf. Aber bittere Enttäuschungen bleiben den Missionaren nicht erspart. Ich besuchte einen von ihnen zu einer Zeit, als er sich mit seiner Arbeit und Gemeinde gerade in einer äußerst notvollen Lage befand. Er hatte eine Missionsschule aufgebaut, die auch unter den Buddhisten bekannt und geachtet war. Ich sah mit Freuden die vielen fröhlichen Jungen und Mädchen auf dem Schulhof antreten. Welch eine Möglichkeit, neben der Vermittlung des Wissensstoffes auch den Samen des Evangeliums in die jungen Herzen zu streuen!

Es ist das Furchtbare geschehen, daß ein Ältester, der als eine Säule in der Gemeinde galt, sich vom Teufel in einen schlimmen Ehrgeiz und Haß hineintreiben ließ. Er wollte es nicht mehr dulden, daß die Schule der Mission gehörte. Er wollte sie ganz unter seinen Einfluß und in seinen Besitz bringen. Alle unlauteren Machenschaften waren ihm zum Erreichen dieses Zieles recht. Er hetzte die Schüler gegen den Missionar auf, er schüchterte die Lehrer durch Drohungen ein. Schließlich kam es so weit, daß der Missionar seines Lebens nicht mehr sicher war. Die hoffnungsvolle Schule und die ganze Missionsstation mußten aufgegeben werden. Nicht Heiden, nicht Feinde des Evangeliums, sondern irregeleitete Christen hatten alles zerschlagen, was mit so viel Liebe und Eifer aufgebaut worden war.

Man kann sich die Anfechtung und Enttäuschung des jungen Missionars vorstellen, der das erleben und erleiden mußte. Aber sein Herr hat ihm in der schweren Zeit den Glauben und die Hoffnung erhalten und gestärkt. Inzwischen hat er an einem andern Ort tapfer eine neue Arbeit aufgenommen. Diese traurige Geschichte zeigt, daß die Missionsarbeit draußen nicht — wie man es in der Heimat am liebsten glauben möchte — ein ständiger, einzigartiger, sichtbarer Triumphzug Jesu Christi ist. Es kommen nicht täglich Bekehrungen vor, es weht nicht immer Erweckungsluft. Sicher gibt es herrliche Durchbrüche der Gnade, und manchmal eilen viele ins Reich Gottes. Im Alltag der Mission geht es aber oft unscheinbar, gering und eng zu. Der Teufel ist listig und mächtig auf dem Plan. Christen, auf die die Missionare große Hoffnungen setzten, versagen. Enttäuschungen zehren am Mut und Eifer der Boten des Herrn. Sie bedürfen immer wieder der aufrichtenden und durchtragenden Kraft und Treue ihres Gottes. Sieg und Herrlichkeit Jesu in der Mission wird immer auch so sichtbar, daß der Herr seine angefochtenen Zeugen nicht losläßt, sondern sie mit neuer Freudigkeit zum Dienst beschenkt.

Es war für mich erstaunlich und im ersten Augenblick direkt bestürzend, wie ich die Missionare über die Zukunfts-

aussichten der Mission und der Gemeinde Jesu in Thailand und überhaupt in Asien reden hörte. Einige sagten es illusionslos nüchtern, daß allen Ländern von China her ungeheure Gefahren drohen, ja, daß ganz Asien dem Kommunismus aus Peking anheimfallen würde. Für Thailand gilt das bestimmt: Wenn die roten Armeen einmal über die Grenzen Chinas hinwegfluten, dann kann sie niemand aufhalten. Ist das in Indien anders? Ich weiß nicht, ob die Schau der Missionare ganz recht behalten wird. Zweifellos ist die Lage sehr ernst, und die Missionsarbeit in Asien muß im Schatten einer sehr ungewissen Zukunft getan werden. Die düsteren Voraussagen lähmen aber die Boten Jesu nicht. Im Gegenteil: Weil sich über dem Morgen die drohenden Wolken türmen, soll das Heute, das noch so manche offene Türen hat, tapfer genützt werden. Unsere Missionare wollen Schnitter in Gottes Ernte sein, solange der Tag währt. Sie schauen und fragen, wer ihnen noch zu Hilfe kommt.

Die Geschichte der „Geisterinsel“

Von der Missions- und Reichgottesarbeit, die ich in Thailand kennenlernte, erschien mir der Dienst unter den Aussätzigen besonders hoffnungsvoll. Die Marburger Missionare, denen er anvertraut ist, tun ihn mit Freuden. Überall haben es die Missionare mit Aussätzigen zu tun, aber die Arbeit hat doch ein ganz bestimmtes Zentrum. Das ist die Aussätzigeninsel bei Chiangmai in Nord-Thailand. Chiangmai ist nach Bangkok die zweitgrößte Stadt des Landes und hat seit kurzem auch eine eigene Universität.

Schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts wirkten amerikanische Missionare in Chiangmai. Sie verbanden den Pionierdienst der Verkündigung des Evangeliums mit medizinischer Hilfe für die Aussätzigen. Dr. McKean war einer jener Unerschrockenen. Vor seinem Hause sammelten sich die bettelnden Aussätzigen. Er half, wo er konnte, und

besuchte sie auch in ihrem Lager vor der Stadt. Eine Heilung für den Aussatz gab es damals noch nicht, doch die ärztliche und soziale Hilfe erleichterte vielen ihr schweres Los.

Ein schwerer Schlag traf den hilfsbereiten Missionsarzt. Die Behörden von Chiangmai wollten die Aussätzigen nicht mehr im Bereich der Stadt dulden. Das Lager wurde aufgelöst, die Kranken vertrieben, die Rückkehr bei Strafe verboten. Dr. McKean versuchte trotzdem, an einzelnen seinen Samariterdienst fortzusetzen. Er kehrte auch gelegentlich in einer Siedlung, die siebzig Kilometer von der Stadt entfernt lag, ein. Aber das war nicht die Hilfe, die diese Ärmsten brauchten und die er ihnen um der Liebe Jesu willen gern bringen wollte.

Da kam die Wendung zum Guten. Sieben Kilometer unterhalb von Chiangmai liegt eine Flußinsel. Sie war damals ganz unbewohnt. Niemand hatte den Mut, sie zu betreten; denn man fürchtete den Geist eines verendeten Elefanten, der dort umgehen sollte. Dieser Elefant war dem Landesfürsten geschenkt worden als ein Tier, das ihm Glück bringen sollte. Aber der „Glücksbringer“ wurde böseartig und tötete mehrere Wärter. Als man ihn gar nicht mehr bändigen konnte, ließ der Fürst das unheimliche Tier auf jener Flußinsel aussetzen. Kein Mensch wollte die Insel mit dem gefährlichen Elefanten teilen, und so wurde sie zur Wildnis. Schließlich ging das Tier ein. Aber nun fürchtete man seinen Geist. Diese von allen gemiedene Insel erbat sich McKean für seine Aussätzigen, und sie wurde ihm geschenkt. Das war im Jahre 1908.

In einer rasch erbauten Bambushütte begann McKean mit vier Patienten seine Arbeit. Unter der liebevollen und fähigen Hand des Gründers ist das kleine Pflänzchen zu einem mächtigen Baum eines Werkes der christlichen Liebe herangewachsen. Die Arbeit erstreckt sich nun über weite Gebiete Thailands. Aber die Kolonie auf der „Geisterinsel“ ist ihr Herz und Mittelpunkt geblieben. Nach dem Tode des Gründers bekam das Werk seinen Namen. Jetzt werden vom McKean-Hospital aus rund 3500 Aussätzige ständig betreut.

Nur ein Viertel wohnt jedoch auf der Insel selbst. Die meisten leben in geschlossenen Siedlungen über den Norden des Landes verstreut. Inzwischen hat das Beispiel McKeans auch andere Organisationen zur Arbeit unter den Aussätzigen angespornt.

Der Aussatz ist heute nicht mehr die schreckliche Krankheit, die sie einst war. Die Medizin hat in ihrer Behandlung große Fortschritte gemacht. In vielen Fällen ist der Aussatz heilbar. Aber nur, wenn die Behandlung im Frühstadium einsetzt, besteht Hoffnung, daß keine entstellenden Merkmale zurückbleiben. Die Sache ist immer langwierig; man muß durchschnittlich mit einer Behandlungsdauer von vier Jahren rechnen. Viele Patienten sind schon über ein Jahrzehnt auf der Insel, und manche werden das Hospital nie mehr verlassen können. Ihre Glieder sind schon zu sehr verstümmelt.

Die Ansteckungsgefahr bei Aussatz ist nicht so groß, wie oft angenommen wird. Auf jeden Fall ist sie geringer als bei der Tuberkulose. Wenn man die Hautberührung mit einem Aussätzigen meidet, ist man vor Ansteckung sicher.

Sozial ist die Lage der Aussätzigen immer noch bedrückend traurig. Die Kranken sagen von sich: Wir haben unsern „Namen“ verloren. Viele wechseln tatsächlich ihren Namen, weil sie meinen, daß sie nach der Erkrankung nicht mehr dieselbe Person seien wie vorher. Die lange Behandlungsdauer trägt dazu bei, daß die Betroffenen vielfach völlig aus ihren alten Bindungen an Heimat, Familie und Beruf entwurzelt werden. Die Zurückführung in die alten gesellschaftlichen Ordnungen nach der Heilung stellt oft ein schwieriges Problem dar.

Viele Hände arbeiten heute im McKean-Hospital zusammen. Das Tatzeugnis der christlichen Liebe, das von ihnen abgelegt wird, hat überzeugende Wirkung. „Go Glang“ ist der Name der Insel im Volksmund; das heißt: „Die Insel dazwischen“. Der Aufenthalt dort hat das Leben vieler Aussätziger in einer Weise umgestaltet, wie sie es sich in der Verzweiflung über ihre Krankheit nie hätten vorstellen können. Als die Krankheit daheim begann, wurden sie ein-

same Leute. Jeder machte einen Bogen um sie. Die für sie lebensnotwendige Gemeinschaft war zerstört, ihren Beruf mußten sie aufgeben. Es war alles dunkel und hoffnungslos. Da kamen sie auf die Insel, zu Menschen, die in der Liebe Jesu auf sie warteten, die sie mit offenen Armen aufnahmen. Die „Insel dazwischen“ wurde für sie zur Insel der Geborgenheit. Sie sind vorbehaltlos als Mitmenschen anerkannt. Niemand ekelt sich vor ihnen. Sie haben ihr Bett, ihr schlichtes Heim und einen Arbeitsplatz. Die Arbeitszeit ist natürlich kürzer als bei Gesunden. Viele handwerkliche und landwirtschaftliche Berufe sind auf der Insel vertreten. Ich sah sogar geschickte Künstler wundervolle Ochsenwagen und Wasserbüffel schnitzen.

Zweiundzwanzig Außenkliniken sind dem Hospital angegliedert. Die Betreuung dieser Außenorte, geschlossener Dorfgemeinschaften von Aussätzigen, ist nicht ganz leicht. Riesige Entfernungen und die oft schlechten Wegeverhältnisse erschweren Besuche. Doch wird auch für sie nach Kräften gesorgt.

Es ist viel Wechsel auf der Insel. Hundert bis hundertfünfzig Kranke kommen und gehen in einem Jahr. Die neu Hinzukommenden sind fast durchweg Buddhisten. Doch 90 Prozent derer, die durch das Hospital gehen, begehren früher oder später die Taufe. Bei manchen ist es einfach die Atmosphäre einer christlich geprägten Lebensgemeinschaft, die sie automatisch beeindruckt und gewissermaßen in das „Christentum“ hineinzieht; aber bei vielen ist es mehr als das Übernehmen einer christlichen Form und Sitte. Die tätige Liebe, die sie erfahren, treibt sie zu der Frage: Warum sind die Ärzte und die andern Mitarbeiter bereit, gerade uns zu helfen? Da kann dann ein freies, offenes Wort gesagt werden in der Art, wie es Paulus tut: „Die Liebe Christi dringet uns also.“ Die Kranken hören auf dieses Zeugnis. Das Evangelium wird ihnen erklärt und vorgelebt durch viele ihrer Mitkranken. Die Gelegenheiten der Wortverkündigung in Sonntagsgottesdiensten, Morgenandachten, Bibel- und Gebetsstunden werden gern wahrgenommen. Das Wort

Gottes dringt in die Herzen und bringt Frucht. Es kommt zu klaren Bekehrungen und Neuanfängen.

Gott braucht Aussätzige

Und nun kommt das Schönste, das von der Aussätzigenarbeit auf der früheren „Geisterinsel“ berichtet werden kann. In jungen Menschen, die zu Jesus fanden, erwacht der missionarische Eifer, andern Aussätzigen weiterzusagen, was ihnen in ihrem Herrn und seinem Heil geschenkt ist. Sie wollen sich zu Zeugen des rettenden Evangeliums zurüsten lassen. Wie soll man ihren Wunsch erfüllen? Es werden Kurzurse von einem halben Jahr eingerichtet. Bald werden sie auf ein Jahr verlängert. Dann wird die Gründung einer richtigen Bibelschule für die Aussätzigen gewagt. Das fängt bescheiden an. Ein altes, verlassenes Gebäude wird behelfsmäßig hergerichtet. Primitive Schulmöbel werden gezimmert, abgestellte, wacklige Kirchenbänke herbeigeschafft. Sechs junge Männer und drei Mädchen machen den Anfang. Andere kommen hinzu. Inzwischen haben die ersten ihre Ausbildung beendet und stehen im praktischen Einsatz.

Aber die Bibelschüler können und wollen nicht warten, bis sie nach vollendeter Ausbildung zum Dienst ausgesandt werden. Nein, schon während der Schulzeit drängt es sie immer wieder zum praktischen Zeugnisdienst hinaus. Was sind die Aussätzigen doch meist für verschüchterte und stumme Leute! Aber diesen jungen Christen und Bibelschülern ist die Liebe ihres Heilandes so tief ins Herz gedrungen, daß sie sie nicht für sich behalten, daß sie von ihr nicht schweigen können. Sie fühlen sich den Kranken und den Gesunden verpflichtet. Erst gehen sie zu vier oder sechs hinaus. Schließlich bilden sie Einsatzmannschaften mit dreißig jungen Leuten und führen Großeinsätze durch, an die sich bis dahin noch nie Gesunde gewagt haben. Wochenlang wird alles gründlich vorbereitet: von der Verkündigung bis zu den technischen Einzelheiten. Laienspiele werden eingeübt, Lichtbilderserien zusammengestellt, Tonbänder bespielt. Und dann erst die

Musik! Die Chöre! Das Posaunenblasen! Ich habe selber die Aussätzigen beim Singen und Spielen erlebt. Mit was für einer Freude und Begabung sind sie dabei!

Solch ein evangelistischer Einsatz, der auf dem Dorfplatz im Freien durchgeführt wird, dauert meist vier Stunden. Und es gelingt großartig, die Zuhörer diese für unsere Begriffe unwahrscheinlich lange Zeit hindurch zu fesseln mit einem abwechslungsreichen Programm. Immer ist es der Name Jesus und das Heil in ihm, die aufleuchten sollen. Ein fünf Meter hohes Kreuz wird über dem Ort der Darbietung aufgerichtet, und ein breites Spruchband trägt die schlichte Aufschrift, in der doch das ganze selige Geheimnis des Evangeliums zusammengefaßt ist: „Jesus rettet dich.“ Viele Hunderte, an manchen Abenden Tausende, hören auf diese Weise das Evangelium.

Was für eifrige Leute gibt es in diesen Mannschaften! Bei einem Einsatz weit draußen entdeckt der Missionar erschrocken, daß er einige Bibelfilme vergessen hat. Wem unter den dreißig bis fünfunddreißig Bibelschülern kann man es zumuten, heute noch die hundert Kilometer hin- und zurückzufahren, um das Vergessene herbeizuschaffen? Schon meldet sich Ling Ton, ein ehemaliger buddhistischer Priester. Er rennt weg zum Bus, jagt bei seiner Ankunft der Missionarsfrau einen großen Schrecken ein — sie meint, es sei etwas passiert —, lehnt das angebotene Essen ab und fährt gleich mit den eingepackten Filmen zurück. Die Mannschaft ist inzwischen schon ein Stück weitergezogen. Er fragt sich durch, wandert in den nächtlichen Dschungel hinein, verläuft sich, kennt keine Furcht vor Tigern und Schlangen, die es in der Gegend gibt. Ling Ton läuft mit seinen Bibelfilmen die ganze Nacht hindurch. Als die Mannschaft am nächsten Morgen erwacht, kommt er gerade anmarschiert.

Der Eifer der aussätzigen Bibelschüler hat auch die Gesunden angesteckt. Auch sie wollen ihre Bibelschule haben. Es kommt im Jahre 1961 zur Gründung der „Diakonischen Ausbildungsstätte der Kirche Christi in Thailand“. Die beiden Bibelschulen liegen beinahe Tür an Tür. Was ist das für eine

herrliche Sache, wenn in jungen Christen die Zeugnisfreude für Jesus erwacht! Die Gemeinden der Thai-Kirche haben viel zu wenig Prediger des Evangeliums. Theologisch ausgebildete Pastoren sind selten. Aus der Bibelschule sollen nun die kommen, die die Lücken schließen helfen. Es sind missionarisch brennende Leute; vielleicht können sie helfen, das müde Gewohnheitschristentum, das es auch schon in den Thai-Gemeinden gibt, zu überwinden und überall erweckliches Feuer zu entzünden.

Auch die gesunden Bibelschüler machen ihre Missionseinsätze. Bis weit in den Süden des Landes sind sie schon hinuntergefahren, fast an die malaiische Grenze. 6 000 Kilometer hat ihre Evangelisationsfahrt umfaßt. Es ging über schmale Bergstraßen mit vielen Windungen auf und ab. Der neue UNIMOG S, ein großer schwerer Wagen, mußte schmale, wacklige Brücken überqueren und Flüsse durchfahren. Die Ziele solcher Missionsfahrten sind meist Orte, in denen es noch keine christliche Gemeinde gibt. Viele hören hier in ihrem Leben zum erstenmal die Jesusbotschaft. Man ruft den Abschiednehmenden nach: „Kommt wieder zu uns, aber für eine ganze Woche und noch länger!“

Bei solchen Einsätzen bin ich nicht selbst dabeigewesen. Aber in ihren Bibelschulen habe ich die gesunden und die kranken jungen Christen gesehen, und ihr Eifer und die Freude an Jesus und dem Dienst für ihn waren mir Beweis genug dafür, daß ihnen kein Weg zu weit und keine Mühsal zu groß ist, um die Botschaft ihres Herrn weiterzusagen.

INDIEN

Ein Morgen in Kalkutta

So verwirrend bunte, malerische, mannigfaltige und oft bedrückende Bilder wie in Indien habe ich in keinem der anderen Länder gesehen, die ich besuchte. Spät an einem Abend kam ich in Kalkutta an. Je näher wir vom Flugplatz zur Stadtmitte kamen, um so größer wurde das Menschengewimmel in den Straßen. War denn die ganze Stadt so spät noch auf den Beinen? Man sah schreiende und tanzende Gruppen. Auf Lkw, die nur ganz langsam vorwärtskamen, wurde greulich laute Musik gemacht. Bilder in grellen Farben wurden mitgeschleppt. Wir erfuhren, daß es der letzte Abend eines mehrtägigen Hindufestes sei. (Von den über vierhundert Millionen Bewohnern Indiens sind schätzungsweise 85 Prozent Hindus.) Diese ganze wirbelnde Menschenmasse hatte als Ziel ein Flußufer. Dort fanden die Feierlichkeiten damit ihren Abschluß, daß die Götterbilder ins Wasser geworfen wurden.

Es war verabredet, daß ein Missionar aus Schottland mich an einem bestimmten Platz der Stadt abholen sollte. Aber gerade diese Stelle war mitten im lärmenden Menschengewühl. Da war kein Sichfinden möglich. Später, als sich die Menge verlaufen hatte, trafen wir uns dann doch. Ich wurde ins Gästehaus der Heilsarmee gebracht. Zwar surrte die ganze Nacht wegen der Hitze ein Ventilator an der Decke, aber das hinderte den tiefen Schlaf nicht.

Am nächsten Morgen bin ich dann durch die Straßen von Kalkutta geschlendert. Das war unvergeßlich interessant. Bilder von großer Gegensätzlichkeit boten sich dem Auge dar. Da waren moderne Geschäftshäuser, Banken und Hotels. Durch die Straßen flutete ein lebhafter Autoverkehr. Er wurde aber immer wieder gestoppt, weil eine der für Indien typischen „heiligen Kühe“ gemächlich über die Fahrbahn

trabte. Ihr gebührte immer die „Vorfahrt“. Diese heiligen Kühe sind ein Problem für sich. Es gibt hundertachtzig Millionen Rinder und Kühe in Indien, die als unverletzlich gelten. Sogar in der Verfassung ist das Schlachtverbot verankert. Den Tod finden sie nur durch Altersschwäche und Entkräftung. Schon auf dem Lande sind die Tiere aus Mangel an Weideland unterernährt. Der durchschnittliche Milchertrag von 190 l je Kuh im Jahr liegt unter einem Zehntel der Erträge in Westeuropa. Wenn aber diese Kühe herren- und heimatlos durch die Großstädte irren, ist ihr Los doppelt beklagenswert. Ich sah sie bei dem Versuch, aus Abfalleimern kümmerliche Nahrung zu klauben. Aber aus indischen Mülleimern ist nicht viel zu holen. Und wo sollen die Tiere in der Steinwüste einer Großstadt Gras finden?

Es fielen in Kalkutta die vielen Männer auf, die überall an den Straßenecken und auf den Plätzen saßen und standen. Offenbar waren sie Arbeitslose oder Gelegenheitsarbeiter. Indien wächst in jedem Jahr um etwa acht Millionen Menschen. Eine Mutter in Indien bringt im Durchschnitt acht bis zehn Kinder zur Welt, von denen die Hälfte früh stirbt. Wie ist das Problem überhaupt zu lösen, daß für diese stets wachsenden Menschenmassen Arbeit und ausreichende Ernährung beschafft wird? Viele, oft halbnackte Bettler laufen herum. Ja, auf den Bürgersteigen oder sogar auf der Straße liegen sie und haben die kleine Bettelbüchse neben sich stehen. Es ist kaum zu glauben: Ich sah sie mitten im Verkehrslärm und unter der sengenden Sonne schlafen. Vor Entkräftung?

Das kann man wirklich keine Wohnung nennen, wo viele Einwohner Kalkuttas hausen. Diese aus Wellblech, Karton und allen möglichen Abfällen zusammengestückelten Gehege beherbergen ganze Familien. Viele Menschen haben aber überhaupt kein Dach über dem Kopf. Sie haben sich auf dem Bürgersteig oder an irgendeinem Straßenrand niedergelassen. Dort hausen sie mit ihrem bißchen Habe. Dort werden Kinder geboren, dort sterben Alte. Am Flußufer in einer andern indischen Stadt sah ich eine klägliche Elendshütte an

die andere gereiht. Der geringste Sturm muß hier alles einreißen, bei Hochwasser wird alles weggetrieben.

Es war am Morgen, als ich meinen Gang durch Kalkutta machte. An Teichen und im Fluß sah ich die Menschen ohne Haus und Heimat mit ihrer Morgentoilette beschäftigt. Mir fielen einige Männer im schmutzig-trüben Wasser auf, die ihr Morgengebet verrichteten. Sie standen mit dem halben Körper in der trüben Flut, die Hände waren zum Gebet zusammengelegt, die Augen gingen in die Weite. In aller Öffentlichkeit, ohne irgendeine Scheu vor neugierigen Beobachtern, gaben sie sich ihrer Andacht hin. Solche Bilder beweisen, wie fromm das indische Volk auch heute noch weit hin ist. Aber wohin wenden sich die Gedanken und Gebete solcher Menschen? Zu irgendeiner der ungezählten Hindu-gottheiten. Wenn sie doch das Gebet kennen und üben lernten, das sich zum lebendigen Gott richtet, dem Schöpfer von Himmel und Erde, zu dem wir um Jesu willen Vater sagen dürfen!

Man hat mir gesagt, daß es in Indien Hunderte von verschiedenen Stämmen, Menschentypen, Sprachen und Dialekten gibt. Diese Vielfalt ist verwirrend. Man kann sich vorstellen, wie schwer es die indische Zentralregierung hat, aus dieser Mannigfaltigkeit ein indisches Staats- und Nationalbewußtsein zu formen. Ein mehrstündiger morgendlicher Gang durch die Straßen von Kalkutta oder einer andern indischen Großstadt führt einem diese Buntheit vor Augen. Wie waren die Leute, die ich sah, in der Hautfarbe, in der Körpergröße, in der Tracht verschieden!

Mir steht das Bild eines großen Platzes in Kalkutta vor Augen. Hinten an seinem Rande fahren moderne Straßenbahnen vorbei. Auf dem Platz sah es unvorstellbar schmutzig aus. Abfälle aller Art lagen herum, schmutzige Pfützen verbreiteten einen üblen Geruch. Fliegende Händler hatten ihre Waren ausgebreitet. Eine heilige Kuh stand mittendrin und glotzte stumpf vor sich hin.

Im indischen Dorf

Der weitaus überwiegende Teil der indischen Bevölkerung lebt immer noch in den Dörfern. Deren Zahl wird mit 700 000 angegeben. Die Methoden der Landwirtschaft sind hoffnungslos veraltet. Die Pflüge sind so, wie sie vor Jahrtausenden schon waren. Mit der Hand wird ausgesät, mit Sense und Sichel wird geerntet. Zum Dreschen läßt man Ochsen das Korn zertrampeln, mit der Hand wird die Spreu vom Weizen getrennt. Der größte Teil des Naturdüngers wird dem Boden entzogen, da er als Brennstoff dient. (75 Prozent des gesamten Energiebedarfs werden durch Verbrennung von Kuhmist gedeckt.) Kunstdünger wird fast gar nicht verwendet. Nur rund ein Fünftel der Felder wird bewässert und selbst diese z. T. ungenügend. Die Bauerngüter sind meist viel zu klein für eine rationelle Bewirtschaftung. Und was für große Familien wollen sich davon ernähren!

Ich habe Dörfer im Staat Orissa besucht, wo die Breklumer Mission aus Schleswig-Holstein in der Kirche des Jeypurlandes ihren vielfältig gesegneten Dienst tut. Die Bevölkerung gehört Stämmen an, die erst in den Anfängen der Zivilisation stehen. Aber wundervoll ist es, wie das Evangelium unter ihnen wirkt, wie sie es aufnehmen und seine Zeugen sind. Wo ich in ein Dorf kam, waren die Straßen voller Leute. Was sah man für Scharen von Kindern! Sicher wird es in Indien auch einsame und wenig bewohnte Gebiete geben. Ich habe sie nicht gesehen. Die Gegenden, die ich besuchte, waren menschenreich. Die Menschen fluteten durch die Städte, bevölkerten die Dörfer, waren auf den Straßen unterwegs.

In den Dörfern lernte ich indische Gastfreundschaft kennen. Ein Dorfmusikant, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, gab mir auf einem Ungetüm von Flöte ein Empfangskonzert. Abraham und Isaak, die Ältesten einer Christengemeinde, rannten auf der Dorfstraße einem Hahn nach, fingen ihn und brachten ihn mir als Gastgeschenk. Ich war ganz gerührt von so viel Eifer. Ich fragte den Missionar, ob

ich nicht ein Gegengeschenk in Form von ein paar Rupies machen sollte. Er ermunterte mich: „Geben Sie fünf Rupies!“ (Das sind nicht ganz DM 4,50.) Ich meinte aber auf zehn Rupies erhöhen zu sollen. Wenn man bedenkt, daß das Durchschnittseinkommen eines Inders im Monat nur dreißig Rupies beträgt, war das keine ganz geringe Gabe. Der Älteste Abraham empfing das Geld, prüfte es, zeigte es den andern und sagte dann: „Lieber Mann, das ist aber wenig, was du uns gibst.“ Nun, solche Rede war kein Zeichen der Unhöflichkeit oder der Geldgier. Abraham dachte eben nicht „individualistisch“, sondern „kollektivistisch“. Er hoffte, das ganze Dorf sollte durch den Besuch eine besondere Gabe und Freude empfangen. Darum verzieh ich ihm gern seine etwas wunderliche Äußerung.

Von 6.30 Uhr bis 23 Uhr

Die für Indien vorgesehenen Tage gehörten vor allem dem Besuch des EC in Südindien: in Madras, Vellore und Orten der näheren und weiteren Umgebung. Seit Jahren bin ich herzlich befreundet mit Pfarrer Tychicus in Vellore, dem Leiter einer Bibelschule, des Arcot Theological Seminary. Er ist der ehrenamtliche Generalsekretär des indischen EC=Verbandes. Ihm zur Seite steht ein hauptamtlicher Reisesekretär namens Isaac, der das ganze indische Land bereisen muß. Rev. Tychicus ist schon in Deutschland gewesen, er hat 1958 an der EC=Welttagung in Frankfurt am Main teilgenommen. An einer längeren Reise durch deutsches Land, die sich anschließen sollte, wurde er durch Krankheit gehindert. Diakonen nahmen ihn in ihre Pflege. Er hat mir später berichtet, es sei ihm gewesen, als ob ihn Engel betreut hätten.

Wie froh und erwartungsvoll war ich, diesen lieben indischen Christen und Bruder nun in seinem Heimatland wiederzusehen! Auf dem Flugplatz in Madras nahm er mich in Empfang. Das Flugzeug landete mit ziemlicher Verspätung, einige der Wartenden hatten aufbrechen müssen. Er aber — zusammen mit Mr. Isaac und Rev. (Pfarrer) Titus

Ebenezer, dem Präsidenten des indischen EC — hatte stundenlang ausgeharrt. Noch eine Reihe anderer zählten zur Empfangsabordnung. Gleich wurden mir die ersten duftenden Blumengirlanden umgehängt, mit denen die Inder ihre Gäste begrüßen. Wie viele dieser Kränze haben dann in den folgenden Tagen um meinen Hals gebaumelt!

Mit dieser Willkommensszene begann ein reiches und höchst originelles Programm, das die Tage vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit immer neuen Überraschungen füllte. Am Tage des Eintreffens war durch die Verspätung der Zeitplan leider etwas in Unordnung geraten. Wir fuhren gleich zum Gelände einer amerikanischen Missionsgesellschaft. Das festliche Empfangsessen mußte um ein bis zwei Stunden verschoben werden. Es war nämlich eine Jugendversammlung anberaumt, zu der die indischen EC-ler allerlei Beiträge vorbereitet hatten. Schade, daß es schon Nacht war! Die Gesänge mit Händeklatschen und die Musikeinlagen hätten mich noch mehr erfreut, wenn ich die Mitwirkenden deutlich hätte sehen können. Es war allerdings eine zauberhaft schöne Nacht. Der Mond stand am Himmel, und die Palmen rauschten leise.

Hier lernte ich auch gleich eine merkwürdige Sitte der Inder beim Empfangen und Begrüßen von Gästen kennen. Es wird dem Besucher eine Gruß- und Ehrenrede gehalten. Man hat etwas von seinen Titeln und Ämtern in Erfahrung zu bringen versucht. Sie werden ihm nun vorgetragen. Dann wird erklärt, daß man den Besuch als eine große Freude und Ehre empfinde. Auch von der eigenen Arbeit wird etwas erzählt. Auf diese Weise erfuhr ich in Grußreden nach und nach allerhand aus der indischen EC-Arbeit. Die gehaltene oder vielmehr vorgelesene Rede bekommt der Besucher als Andenken mit. Ich habe eine ganze Sammlung davon heimgebracht. Einige waren mit der Hand geschrieben, andere auf der Schreibmaschine getippt oder sogar gedruckt. Die Krönung war eine „Welcome Address presented to Rev. Arno Pagel by the C. E. Union of the Arkonam and Kilpaukkam Pastorates“ (Willkommensansprache, Pfarrer Arno Pagel

überreicht vom EC-Verband der Gemeinden von Arkonam und Kilpaukkam). Sie war auf Seide gedruckt, und man konnte sie an die Wand hängen.

Aber nicht nur der geehrte Gast bekommt die gedruckte Rede; sie wird, bevor sie gehalten wird, oft auch den Teilnehmern der Versammlung in die Hände gelegt. So kann jeder verfolgen, ob der Vorlesende auch nichts ausläßt. Einmal schlich sich in solch eine Verlesung ein unfreiwilliger Humor ein. In der lange vor der Versammlung gedruckten Rede war erwähnt, daß es in Madras über tausend EC-ler gebe. Diese freuten sich sehr, daß der Präsident des deutschen EC sie besuche. Mit ihnen seien noch viele andere an dem Besuch interessiert. Sie alle seien gekommen und füllten nun die große Halle. In Wirklichkeit war der Besuch sehr mäßig. Der Grußredner paßte diese Stelle aber nicht den veränderten Verhältnissen an, sondern las treu und brav vor, wie es gedruckt war: „Von den vielen Interessenten ist die Halle heute abend bis auf den letzten Platz gefüllt.“

Es war wirklich lieb und rührend von meinen indischen Freunden, was sie mir alles zeigen, mit wem sie mich zusammenbringen und zu wem sie mich sprechen lassen wollten. In Madras war eine Pastorenkonferenz einberufen. Ich berichtete von der Arbeit der Gemeinde Jesu und vom Dienst unseres EC in Deutschland. Ich führte die indischen Brüder im Geist auch nach Berlin, vor und hinter die „Mauer“ und den Stacheldraht. Sie waren mit großer Anteilnahme dabei. Sie bombardierten mich mit Fragen. Die Inder haben in ihrem Land und in ihrer Kirche wahrhaftig genug eigene Probleme und Sorgen. Aber sie schließen sich nicht darin ein und damit ab von dem, was die Christen in andern Ländern bewegt und beschäftigt. Ich erlebte bei diesem sehr lebhaften Gespräch wiederum etwas von der Wahrheit des Schriftwortes: „Einer trage des andern Last!“ Und das andere Wort kam mir in den Sinn: „So *ein* Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so *ein* Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“

Meine Freunde vermittelten mir einen Besuch beim Bischof

der Kirche von Südindien in Madras. Da saß ich einem hochintelligenten Theologen gegenüber, dessen vergeistigte Züge sich mit deutlichen Spuren der Kränklichkeit verbanden. Er war Feuer und Flamme für Gespräche zwischen evangelischen und katholischen Theologen, wie sie unlängst in seinem Bistum stattgefunden hatten, und durch die er das Verstehen und die Wiedervereinigung der getrennten Kirchen gefördert hoffte. Ich konnte seine optimistische Sicht nicht teilen.

Damit das Riesenprogramm dieser Tage durchgeführt werden konnte, war das Frühstück schon auf 6.30 Uhr festgesetzt. Die erste Andacht oder Ansprache folgte dann um 7 Uhr. Die Tage waren voller Besuche, Besichtigungen, Besprechungen, Empfangstees, Interviews, Versammlungen, Diskussionen. Das konnte sich bis gegen 22 oder 23 Uhr hinziehen. Es wäre ermüdend, wenn ich jetzt all die schwer lesbaren Orte, Häuser, Anstalten, Hospitäler und Kirchen nacheinander aufzählen wollte, die mir einen freundlichen Empfang bereitet haben. An einem Tag waren einmal acht Ansprachen zu halten.

Martin Luther und „Dr. Ida“

Ich will ein paar Dinge herausgreifen. Wir waren in einem Sanatorium für Tbc-Kranke eingekehrt. In einer großen Versammlung wollte man mir etwas typisch Indisches vorführen. Der Staat setzt sich sehr für die Pflege der kulturellen Eigenart der einzelnen Gegenden ein. Auch manche Christen meinen, daß man das Gute und fest Eingewurzelte der Kultur bejahen und aufnehmen und daß man in der Verkündigung daran anknüpfen müsse. In der Gegend, wo das Sanatorium liegt, sind in den Dörfern viele Volkslieder und Volkstänze lebendig. Christen haben nun den jedermann geläufigen Melodien Texte mit biblischer Botschaft untergelegt. Sie meinen sogar, man könne auch Volkstänze der Verkündigung dienstbar machen. So wurde ich denn Augen- und Ohrenzeuge von höchst interessanten und rhythmisch bewegten Darbietungen. Das Auge war gefesselt,

wenn die ungemein geschmeidigen und geschickten jungen Leute auf der Bühne die Tänze vorführten und die Botschaft Gottes volksliedhaft verkündeten.

Aber das Herz konnte sich nicht vorbehaltlos mitfreuen. Ich las die Texte der Lieder, die extra für mich ins Englische übersetzt worden waren. Die ganze biblische Botschaft war darin. Der Name Jesus wurde gepriesen, die Gnade und die Erlösung bezeugt. Auch das Thema vom wiederkommenden Herrn fehlte nicht. Das alles nun von Leuten vorgetragen, die in immer schnelleren Rhythmen Füße und Hände und Stäbe in ihren Händen bewegten und alte Volkstänze tanzten! Diese Art ist weniger für den christlichen Gemeindegottesdienst gedacht als für die evangelistischen und missionarischen Einsätze. Da gehen nun eifrige Jugendgruppen in Dörfer, wo es kaum oder gar keine Christen gibt. Dort leben die Menschen mit diesen Melodien und Tänzen. Soll man nicht daran anknüpfen und es von da her ihnen leichter machen, zur Botschaft einen Zugang zu finden? Es wird viel gesagt, das Evangelium müsse den Indern in indischem Gewande — ohne Verlust des Inhalts — gebracht werden. Ist das nicht — so wird man gefragt — genau die Absicht des Paulus, der den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche, allen alles geworden ist, um etliche für seinen Herrn zu gewinnen?

Ich will hier solche Fragen nur anschneiden, ich kann sie nicht mit all ihrem Für und Wider beantworten. Man sagte mir, daß diejenigen, die sich für diese Arbeits- und Verkündigungsweise besonders berufen wissen, ganz innerliche und prachtvolle Christen sind, daß sie ihren Dienst unter viel Gebet tun und daß ihre Herzen brennen für den Fortgang des Reiches Gottes in ihrem Land. Ich habe keinen Grund, das zu bezweifeln. Aber ganz wohl — ich muß es wiederholen — war mir nicht bei diesem Versuch, indische Kultur und alten Volksbrauch mit dem Evangelium zu verbinden.

Es waren oft junge Menschen, die in den Versammlungen vor mir saßen. Wenn sie ihre EC-Fähnchen mir entgegenschwenkten, spürte ich ihre Freude. Ich hatte in Kalkutta

junge Bettler auf der Straße hocken sehen. Sie machten mit einem Tamburin Musik, die Blechbüchse zum Einsammeln der kärglichen Gaben stand neben ihnen. Ihr Gesicht war ernst und alt. Wie anders die Jungen und Mädchen in den Missionsschulen! Wie fröhlich waren sie! Sicher hatten noch nicht alle Jesus Christus als ihren persönlichen Herrn und Heiland angenommen. Aber viele waren schon sein eigen. Die Freude, daß sie dem besten Herrn angehören und folgen durften, leuchtete aus ihren Augen, klang aus ihren Liedern, prägte ihre Verkündigungsspiele. Wie anders, wieviel schöner, reiner, reicher ist doch das Jungsein mit Jesus als das Leben ohne ihn!

Ich erzählte an einem Ort eine Geschichte, die ich von Martin Luther gelesen hatte. Luther war viel vom Teufel bedrängt und angefochten. Er träumte einmal, daß der Teufel eine große Schriftrolle herbeischleppte und sie ihm vorlas. Alle Sünden in Luthers Lebensgeschichte waren darin gesammelt und mit fabelhafter Genauigkeit notiert. „Stimmt das, Martin Luther? Sind das deine Sünden?“ fragte zum Schluß triumphierend der alt-böse Feind. Kleinlaut mußte Luther es bestätigen. Da zog der Teufel die triumphierende Folgerung: „Dann gehörst du mir! Das alles verklagt dich bei Gott. Wie willst du vor dem Heiligen bestehen?“ Da wurde Luther munter: „Gib mir die Feder, Teufel! Ich muß der Liste etwas hinzufügen, was du vergessen hast.“ Verwundert gab sie ihm der Böse. Da strich Luther mit fröhlichem, kühnem Schwung die Liste durch und schrieb: „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht mich rein von aller Sünde.“ Das hatte der Teufel vergessen! Wie konnte er es auch hinzufügen? Dadurch wird ja sein ganzer Anspruch auf die Menschen infolge ihrer Sünde erledigt und abgetan. Aber Luther hatte es nicht vergessen; er wußte, wie man den Verkläger in die Flucht schlagen kann. O die Macht des teuren Blutes Jesu Christi!

Den Namen Luther kannten die jungen Leute gut. Sie hörten der Geschichte eifrig zu. Dann wandte ich mich an einen der Jungen und fragte ihn: „Wenn der Teufel nun auf-

schreibt, was du in deinem Leben gesündigt hast, gibst du auch eine große Liste wie bei Luther oder eine kleine?" Zu meinem Erstaunen sagte er: „Eine ganz kleine!“ Hatte er das arge Herz des Menschen, hatte er sein eigenes böses Herz noch nicht erkannt? Es stellte sich dann aber heraus, daß er mich mißverstanden hatte. Ich sprach englisch, er eine der vielen indischen Sprachen. Vielleicht hatte die Übersetzung nicht ganz geklappt. Als er nun aber begriff, was ich ihn gefragt hatte, wurde er ganz ernst und sagte: „Auch meine Sünde ist groß und viel. Wenn der Teufel sie aufschreibt, gibt es eine lange Liste.“ Solchen indischen Jungen dann von Jesus und der Herrlichkeit seiner Vergebung und Erlösung sagen — das ist Freude!

In einer Versammlung erzählte ich von meiner Arbeit in Deutschland. Die Zuhörer waren immer ganz begierig, wenn ihnen von einem fernen Land und von fernen Menschen berichtet wurde, und wie Gott dort sein Reich baut. Ich sagte als persönliches Bekenntnis: „Mein Leben gehört dem Herrn Jesus. Er macht mein Leben reich und froh. Der Dienst für ihn ist meine Freude.“ Ein Junge — etwa siebzehn Jahre alt — schaute mich unverwandt an. Ich merkte, er war ganz bei der Sache. Ich trat auf ihn zu und fragte ihn: „Sag mir bitte, wem dein Leben gehört!“ Ohne eine Spur von Verlegenheit, ohne Zögern antwortete er fröhlich: „Mein Leben gehört auch dem Herrn Jesus!“ Da gab ich ihm vor allen die Hand und sagte: „Dann bist du mein Bruder!“ Vieles trennte uns: Alter, Hautfarbe, Nation und Sprache. Im Wichtigsten aber waren wir eins: Wir beide nennen Jesus Christus unsern Herrn und sehen die Freude, den Reichtum, die Ehre unseres Lebens darin, daß wir ihm gehören, folgen und dienen. — Immer wieder habe ich dieses innere Zueinandergehören in Indien erlebt, und dann war ich so glücklich.

Äußerlich am großartigsten ging es in Vellore zu. Dort ist eine große christliche höhere Schule, die Voorhees High School. Die ganze Schülerschaft war angetreten, mich zu begrüßen. Ich hielt eine kurze Ansprache, dann mußte ich mich mit dem Direktor auf eine Treppe stellen und den Vorbei-

marsch der Schulklassen abnehmen. In strammer militärischer Haltung zogen sie an uns vorbei, wir hatten die Hand grüßend an den Kopf gelegt. Weiter ging es dann zum Christian Medical College, einer in Indien berühmten medizinischen Ausbildungsstätte. Auch ein großes Krankenhaus gehört dazu. Man sagte mir, es sei das größte in ganz Asien, das von der Kirche unterhalten wird. Schwestern und Ärzte aus achtzehn Ländern stehen mit einem großen Stab indischer Mitarbeiter im Dienst.

Dieses wichtige medizinische Zentrum für Ausbildung und Praxis ist unzertrennlich mit dem Namen einer großen christlichen Frau, der Amerikanerin Dr. Ida Scudder, verknüpft. Sie hat es gegründet und seine Ausweitung erlebt und gestaltet. Die Scudders sind eine Familie, die jetzt schon in der vierten Generation Missionsärzte für Indien stellt. „Dr. Ida“ hörte den Ruf in die ärztliche Mission als junges Mädchen in Indien. Es war ein sie erschütterndes Erleben, als in einer Nacht drei indische Frauen während einer Geburt starben. Es handelte sich um die Frau eines Brahmanen, eines Mohammedaners und eines Hindu. Alle drei hätten gerettet werden können, wenn ihre Männer sich nicht geweigert hätten, sie der Behandlung durch den Missionsarzt, Idas Vater, anzuvertrauen. Aber das erlaubte die Sitte nicht, daß Frauen von einem Mann ärztlich behandelt wurden. So ließen die Männer ihre Frauen lieber sterben. Da wurde es Ida Scudder klar: Indien braucht christliche Missionsärztinnen, und ich muß die erste werden!

Sie studierte in Amerika Medizin und gründete nach ihrer Rückkehr nach Indien ihre berühmt gewordene medizinische Schule für Frauen. Es galt viele Vorurteile zu überwinden, bis indische Mädchen in immer größerer Zahl sich für das Medizinstudium entschieden. Ida Scudder fing ihre Schule äußerst bescheiden an: mit einem leerstehenden alten Schuppen als Sezierraum, mit einem Mikroskop und ein paar Knochen für den Unterricht in der Anatomie. Ihre indischen Studentinnen hingen bald in großer Liebe und Verehrung an ihr. 1961 ist sie in hohem Alter von über neunzig Jahren

heimgegangen. Sie hat sich für Indien aufgeopfert. Ich habe das große Krankenhaus besucht und mich überzeugen können, was aus den kleinen Anfängen für ein großes, segensreiches Werk geworden ist.

Gespannt war ich, meinen Freund Tychicus in seinem Hause und in seiner Familie zu erleben. Ich traf eine wundervolle christliche Atmosphäre an. Er, seine Frau, die Kinder und Enkelkinder sind durch mehr als natürliche Bande geeint. Die Liebe Jesu erfüllt das Familienleben. Unvergeßlich bleibt mir die Gebetsgemeinschaft auf den Knien. Tychicus sagte mir: „Du bist der erste Nichtinder, der in mein Haus kommt. Ich hatte auch schon Amerikaner in Vellore zu Besuch. Ich habe sie aber nicht in mein bescheidenes Haus eingeladen. Sie sind doch so verwöhnt. Bei dir habe ich aber keine Hemmung, dich zu Gast zu bitten.“ Ich war richtig ein bißchen stolz darauf, daß er mir das sagte.

Die Kirche von Südindien

Rev. Tychicus und die übrigen indischen Freunde, die ich in Madras und Vellore und an den andern Orten traf, sind Glieder der „Church of South India“, der Kirche von Südindien. Diese Kirche ist 1947 entstanden aus der Vereinigung von Methodisten, Presbyterianern, Kongregationalisten und Anglikanern, also von Kirchen, deren Ursprungsland England und Amerika ist. Baptisten und Lutheraner haben sich noch nicht angeschlossen. Es sind aber Gespräche mit ihnen im Gange. Diese südindische Kirchenunion hat überall in der christlichen Welt großes Aufsehen erregt. Sie ist überschwenglich gepriesen worden als ein Wunder Gottes, sie ist von andern nüchtern als ein erster bescheidener, noch mit viel Unzulänglichem behafteter Schritt auf dem Wege der Einheit der Kirchen begrüßt worden. Sie hat aber auch leidenschaftliche Ablehnung erfahren und ist sogar als ein Werk des Satans bezeichnet worden. Ich las die massive Aufforderung einer alten indischen Christin, die mir bekannte Mis-

sionsschwestern als eine Mutter in Christo lieben und ehren: „Geht heraus von ihr! Gott ist nicht mit der Kirche von Südindien!“

Es ist nach einem verhältnismäßig kurzen Besuch unmöglich, das geistliche Wesen dieser Kirche klar zu erkennen und zu beurteilen. Ich habe echte, überzeugte, wiedergeborene Jünger Jesu in ihr getroffen. Wie könnte ich über eine Kirche richtend den Stab brechen, zu der so innerliche Christen gehören wie mein Freund Tychicus und in der er junge Männer mit der ganzen biblischen Botschaft bekannt machen und sie zum Zeugnis von ihr zurüsten will? Die alte Jüngerin Jesu, die die Kirche von Südindien so scharf ablehnt, wirft ihr „Modernismus“, unklare Verkündigung und Theologie vor. Wichtige biblische Wahrheiten wie die Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria, sein versöhnendes Opfer am Kreuz, seine leibliche Auferstehung, seine Wiederkunft zur Aufrichtung des Reiches Gottes würden geleugnet. Nun, diese Klage und Anklage ist fast in jeder der heutigen Kirchen zu vernehmen. Überall steht der Bibelglaube der kritischen Auflösung des Evangeliums entgegen. Wie sollte die Kirche von Südindien davon eine Ausnahme machen? Aber es lebt doch in ihr auch viel schlichter und froher Glaube an den Herrn und sein Evangelium, und wohl das Schönste an dieser Kirche sind die vielen zum Zeugnis für Jesus bereiten Menschen. Sie erkennen ihre Verantwortung für die vielen in Indien, die das Evangelium vielleicht noch nie gehört haben oder ihm doch ferngeblieben sind. Viele Evangelisationsteams sind bis in die kleinsten Dörfer unterwegs. Was sie den Leuten bringen wollen, ist wirklich die rettende Kunde von Jesus.

Übrigens hat die Kirche von Südindien über die evangelistische Aufgabe im eigenen Land hinaus auch schon die Mitverantwortung für das weltweite Werk Gottes erkannt. Sie hat ihre ersten Missionare in andere Länder entsandt, z. B. nach Thailand und nach Afrika. In Indien selber nimmt die Zahl der ausländischen Missionare ständig ab. Neue Einreisen werden immer schwieriger, die Regierung erteilt dafür kaum noch die Genehmigung. Die Christen in Südindien und

überall nehmen immer mehr die Verantwortung für ihre Kirche selber wahr. Finanziell können die indischen Kirchen sich aber für lange Zeit noch nicht selber unterhalten und sind auf Hilfe von draußen angewiesen.

Aber nun muß ich doch hinzufügen, daß meine Begegnung mit der südindischen Kirche in mir zwiespältige Gefühle zurückgelassen hat. Ich will das erklären von dem Erlebnis eines Abends her, der nach einem überaus reichhaltigen Programm noch eine Diskussion mit einer Schar indischer Pastoren und Laienmitarbeiter brachte. Ich merkte aus manchen Äußerungen einen richtigen Stolz heraus, daß in Südindien diese Kircheneinigung geschehen ist. Es wurde die Aufforderung an die westlichen Kirchen laut, diesem Vorbild nachzufolgen. Nun ist gewiß die dogmatische und organisatorische Vielfalt und oft Wirrnis, wie sie zum Bild des europäisch-amerikanischen Kirchentums gehört, nicht erhebend. Aber die Spaltungen haben ja ihren Grund nicht nur in der Starrköpfigkeit von geistlich unbeweglichen Kirchenmännern und Theologen. Wieviel heißes und echtes Ringen um das rechte Verständnis und die rechte Verkündigung der göttlichen Wahrheit steckt doch auch dahinter! Da kam mir die muntere Aufforderung der Südinder etwas kindlich und unwirklich vor: „Macht einfach Schluß mit euern Verschiedenheiten und macht es wie wir!“ So einfach geht das sicher nicht. Und wenn gerade heute gläubige Christen sehen, wieviel Irrtum und Irrlehre überall in den Kirchen sich breitmacht, dann können sie nicht auf ihr Zeugnis für die volle biblische Wahrheit verzichten und sich an einer großen Einheitskirche beteiligen, in der man die Wahrheitsfrage unter den Tisch fegt.

Am bedenklichsten aber wurde mir das Herausstreichen der Einheit, als ein Redner in der Diskussion offenbar einen besonderen Triumph ausspielen wollte und sagte: „Wir sind in Südindien den andern Kirchen auch darin voraus, daß wir die Einheit mit der römisch-katholischen Kirche herbeizuführen versuchen. Wir meinen, dieses Ziel rückt immer näher.“ Ich erfuhr dann, mit welcher optimistischen Erwar-

tungen südindische Christen dem damals gerade eröffneten zweiten Vatikanischen Konzil entgegensahen. Es wurde gerühmt, wie in Bombay — also nicht in Südindien — die protestantischen Kirchen dem nach Rom reisenden Kardinal einen glanzvollen Abschiedsempfang gegeben hatten. Jemand gab allen Ernstes das Gerücht weiter, daß in einer großen Stadt von allen katholischen Altären schon die Marienbilder entfernt und durch Christusstatuen ersetzt worden seien. Mir war wirklich nicht sehr wohl bei dieser ökumenischen Träumerei, die gar keine Unterschiede und Gegensätze in der Wahrheitsfrage mehr zu sehen schien. Obwohl ich als Gast nicht verletzen wollte, sah ich mich doch genötigt, dem oberflächlichen Bild von der Annäherung der Konfessionen ein anderes gegenüberzustellen, das die tiefen Gräben zeigte, die uns von Rom trennen, wenn anders wir an die biblische Wahrheit gebunden bleiben wollen. Damit ist nicht behauptet, daß es nicht auch in der römischen Kirche Menschen gibt, die dem biblischen Evangelium nahe sind, ja, aus ihm leben. Aber die offizielle Kirchenlehre ist nach wie vor in vielen Stücken vom biblischen Evangelium weit entfernt.

Betonen und Erstreben der Einheit unter Außerachtlassung des ganzen biblischen Ernstes der Wahrheitsfrage — diese Gefahr trat mir bei meinem Besuch in der südindischen Kirche hier und da entgegen. Ich lernte in etwa jene Missionsschwestern verstehen, die mir sagten: „Wenn wir in unserm körperlich und geistlich schweren Dienst durchhalten wollen, dann brauchen wir mehr, als was uns die Kirche von Südindien im allgemeinen geben kann.“ Aber viele hören, empfangen und bewahren auch in dieser Kirche den ganzen und wahren Trost des Evangeliums.

„Boys Towns“ und Tageskosthäuser

Natürlich stand auf dem Programm meines Aufenthalts auch der Besuch der Stätten, zu denen die Gaben der EC-Indienhilfe fließen. EC-Indienhilfe — was ist das? Erst

einigen, dann immer mehr Leuten in unsern Reihen und darüber hinaus ist die Verantwortung dafür aufs Herz gelegt worden, daß in Indien so viele Kinder heimat- und elternlos herumlungern, hungern, sittlich verkommen, keinen Beruf erlernen, keine Zukunft haben. Wir haben von der Arbeit der „Boys Towns“ gehört und wollten uns daran beteiligen. Die Boys Towns (Jungenstädte) werden vom indischen CVJM eingerichtet für Kinder von der Straße, aus zerrütteten Familienverhältnissen, aus grenzenloser Armut. Am meisten bekannt geworden ist bisher Boys Town in Madras. Es hat Freunde und Geber in aller Welt gefunden. Auch unsere EC-Gaben gingen zunächst dorthin. Als wir aber sahen, daß man in Madras finanziell gut versorgt war, haben wir uns dem Plan zugewendet, in Poona, einer großen Industriestadt bei Bombay, eine ähnliche Heimstatt zu schaffen. Ja, es wurde unser ureigener Plan: Boys Town in Poona wird ganz allein von den Spenden aus der Indienhilfe des deutschen EC auf- und ausgebaut.

Leider verhinderte es eine unvorhergesehene Terminänderung im Flugplan, daß ich selber nach Poona kommen und die Arbeit sehen konnte. Der Generalsekretär des CVJM aus Poona, der von meiner verspäteten Ankunft in Bombay unterrichtet war, fand sich auf dem Flugplatz ein. Aber es war eine weitere Verspätung dazugekommen, und wieder waren die Pläne über den Haufen geworfen worden. Wir fanden uns aber doch. Ich hörte mit Spannung seinem Bericht zu: Es waren damals achtzehn Jungen ins Heim aufgenommen. Alles, was sie zur Ernährung, zur Schul- und Berufsausbildung, für Wohnen und Kleidung brauchten, kam aus unsern Gaben. Noch waren sie nur notdürftig untergebracht. Aber es war schon alles vorbereitet, um neue Gebäude zu errichten, Land zu kaufen, Vieh anzuschaffen. In den Werkstätten und in der Landwirtschaft sollten sechzig Jungen ihre Heimat und ihr Betätigungsfeld finden. Inzwischen ist dieser geplante Aufbau rüstig vorangegangen.

Natürlich ist uns auch an geistlicher Betreuung der Jungen gelegen. Diese ist in Poona gewährleistet. Wir wollen ja

nicht nur soziale Betriebsamkeit entfalten. Die geistliche Qualität des CVJM ist nicht überall in Indien unanfechtbar. Man erzählte mir stolz, wie sogar Hindus und Buddhisten sich zum CVJM halten. Der CVJM sei in Indien der Ort, wo sich die verschiedenen Religionen am ehesten in einer guten Toleranz begegnen könnten. Das klang nicht so, als ob man noch eine missionarische und zeugnismäßige Aufgabe an den Nichtchristen sähe. Für die großen sozialen und gesellschaftlichen Aktionen des CVJM wird oft unterschiedslos das Geld von Christen, Hindus, Mohammedanern usw. erbeten und kassiert. Aber in Boys Town in Poona dürfen wir gewiß sein, daß dort die Kinder auch ein gutes Zeugnis von Jesus hören. Es klang mir lieblich ins Ohr, daß in noch einer andern „Jungenstadt“ eine Jungschar fröhlich sang: „Jesus in the family, happy, happy home“ — Jesus in der Familie, das ist ein glückliches, glückliches Heim.

Eine Aussätzigenarbeit, für die wir auch opfern, war zu weit von meinem Reiseweg entfernt. Ich konnte sie nicht aufsuchen. Aber unsere Studenten in Vellore habe ich in die Elendsviertel am Rande der Stadt gehen sehen. Dort spielen sie fröhlich mit den Kindern und geben ihnen Erfrischungen. Dann sammeln sie sie und erzählen ihnen die Jesusgeschichten. Es ist nicht viel, was sie für diese Arbeit an Beihilfe von uns erbitten. Wir geben es ihnen gern.

Größer ist die Arbeit, die mit den Tageskosthäusern in der Jeypur-Kirche in der Provinz Orissa begonnen worden ist. Die Jeypur-Kirche ist altes Missionsgebiet der Breklumer Mission. Im Augenblick mischen sich in ihr notvolle Probleme mit einem wundervollen geistlichen Erwachen unter ganz primitiven Stämmen. Die geistlichen Nöte seien kurz geschildert in einem Ausschnitt aus einem Bericht von Missionsdirektor D. Dr. Martin Pörksen. Er hat sie an Ort und Stelle erlebt:

„Ich blättere noch einmal die Notizen durch, die ich während der zehn Tage des Pastorenkursus gemacht habe. Die Pastoren erzählen der Reihe nach. Ich gebe das einmal wörtlich wieder: ‚Der Schnaps spielt eine bedeutende Rolle, und

leise sagte einer: ‚Leider auch bei uns Pastoren.‘ – ‚Nicht wenige christliche Männer haben zwei Frauen.‘ – ‚Götzenopfer werden gebracht von Christen, auch von Kirchenältesten.‘ – ‚Ich kriege meine Leute oft nicht mehr zum Gottesdienst. Sie arbeiten an der Straße. Die Männer arbeiten, die Frauen arbeiten, die Kinder arbeiten. Es wird bezahlt und verdient, sie haben einen Kontrakt abgeschlossen. Wann kommen sie noch zur Kirche?‘ – ‚Insgeheim haben viele die Verbindung nach rückwärts noch nicht abgeschlossen, zu den Geistern, zu den Dämonen.‘ “

Das ist die eine Seite. Und die andere ist die, daß Gottes Feld in der Jeypur-Kirche reif zur Ernte ist wie wohl noch nie in ihrer Geschichte. Um die Missionsstation Doliambo herum sind viele Dörfer in Bewegung geraten. Ja, in über hundert Dörfern wird Taufunterricht erteilt. Über hundert Gurus, christliche Lehrer, unterrichten Tausende von Heiden. In dieser Bewegung geht die Jugend voran. Jungen und Mädchen bringen ihre Eltern zu Jesus. Viele Männer sieht man in den Kirchen. Stämme, die bisher ganz isoliert lebten, werden in die neue Bewegung hineingezogen.

In diesem hoffnungsvollen Aufbruch, der gerade das junge Volk erfaßt, stehen wir mit der Unterstützung der Tageskosthäuser mittendrin. Es gibt in der Missionsarbeit Schülerheime, in denen die Jungen und Mädchen ständig wohnen. Und es gibt nun die neuen Tageskosthäuser, die mit einer Schule verbunden sind. Nicht alle Eltern können ihre Kinder ganz abgeben. Viele Kinder werden zu Hause in der Mitarbeit in der Landwirtschaft gebraucht. Aber in die Tageskosthäuser in ihren Dörfern können sie gehen, auch die aus der unmittelbaren Nachbarschaft können sich anschließen. Die Kinder bekommen jeden Tag ihre Mahlzeit. Das ist wichtig, daß sie auch ihr Essen neben dem Unterricht bekommen. Das bedeutet für die Eltern, die oft viele Kinder zu ernähren haben, eine große Entlastung. Es sind nun schon in zehn Tageskosthäusern über vierhundert Kinder, denen so der Schulbesuch ermöglicht worden ist. Der Bau und die Unterhaltung der Heime und das Essen für die

Schüler wird aus den Spenden der EC-Indienhilfe bestritten. Was ist das für eine hoffnungsvolle Sache, wenn vierhundert Kinder mehr, als es bisher in den Schülerheimen möglich war, lesen und schreiben lernen und von Jesus hören! Auch die Eltern und andere Verwandte der Kinder finden sich immer wieder ein und hören das Wort Gottes.

In einem Dorf ist durch die neue Schularbeit eine Bewegung zu Christus hin entstanden. Götzen- und Geisterdienst sind durch Dorfbeschuß abgeschafft worden. Ein großer Baum, den angeblich ein Geist vor dem Felsen, in dem er wohnte, gepflanzt hat, ist gefällt worden. Sein Holz soll die neue Kapelle bauen helfen. Der alte Oberpriester, der bis zuletzt abseits stand, ist mit seiner ganzen Verwandtschaft getauft worden.

Noch sehen einige Tagesheime recht kümmerlich aus. Sicher wird man sie äußerlich schöner und dauerhafter gestalten können. Aber das Wichtigste ist schon jetzt da: Kinder, die von Jesus hören und auch ihre Eltern herzubringen. So gebraucht Gott auch die schlichte Einrichtung der Tageskostheime im Jeypurland zur Ausbreitung seines Reiches.

Ein Wort zum Schluß

Drei Dinge haben sich mir unvergeßlich von den Bildern und Begegnungen meiner großen Reise, die knapp zehn Wochen dauerte, eingeprägt.

Das erste: Wie schön ist die Welt! Was gibt es für Wunder in der Schöpfung! Ich habe Gott oft für die Augen gedankt, die er mir gab, das alles zu schauen.

Das zweite: Wieviel Not, Elend, Hunger, Schmutz gibt es in der Welt! Oft, wenn die Augen vom Schauen des Schönen zurückkehren, sehen sie gleich das nackte, kümmerliche Elend. Daß es uns so viel besser geht als ungezählten Menschen in der Welt, muß uns sehr demütig machen. Wir wollen für die äußeren Wohltaten Gottes dadurch danken, daß wir Herzen und Hände weit auf tun für die Not der Menschen und der Glaubensbrüder überall in der Welt. Wir wollen selber bescheiden und verantwortlich umgehen mit den Gaben, die Gott uns vor so vielen andern gibt. Wir dürfen sie nicht vergeuden. Und wir wollen abgeben — nicht kärglich, sondern fröhlich und großzügig, daß andere durch uns in der Welt satt werden. Und daß neben ihrer leiblichen Not auch der Hunger ihres Herzens nach Friede und Freude gestillt wird. Friede und Freude aber, die echt sind und die bleiben im Leben und im Sterben, gibt nur unser Herr Jesus Christus.

Das dritte: Es gibt überall in der Welt, die so schön und die so bedrückend sein kann, eine Gemeinde Jesu. Es gibt das Wort Gottes, das läuft, das Menschen als seine Boten hat und das die Gemeinde ruft, sammelt, erhält und tröstet. Was man auch sonst alles in der Welt sehen kann, nichts ist diesem einen gleich: daß unser Herr überall eine Gemeinde hat. Wem man auch alles da draußen begegnen mag, nichts ist dem gleich, daß man überall Jünger Jesu trifft. Menschen, denen man abspürt, daß sie denselben Gott und Heiland lieben, dem man aus Dank und Liebe für seine große Erlösung das Leben, die Kraft, den Dienst geweiht hat. Diese Gemeinde, die ihre großen und vielfältigen Nöte, Probleme, Menschlichkeiten, Unzulänglichkeiten, Bedrückungen, An-

fechtungen hat — man kann sie nicht mehr aus dem Herzen, aus der fürbittenden Verantwortung, aus dem Opfer der Liebe entfernen. Man will es auch nicht. Und man muß es ändern weitersagen: Zu Jesus und seinem Volk gehören und im Reich Gottes leben und dienen — das ist das Schönste. Das ist Leben voll Sinn und Inhalt.

INHALT

Australien

Das Bild einer Welttagung	7
Die Botschaft des Erzbischofs	13
Natur und Landschaft	18
Die Berlin-Krise und die Christen	21
Die „Aborigines“	26
Der Kirchenpräsident und der Professor	28
Heinz, der Rennfahrer	31
Deutsche Kirchengemeinden und Gemeinschaften	33

Südsee

Tropische Natur auf Manus	36
Zur Mission gehören Opfer	38
Nach dreiundzwanzig Jahren die ersten Besucher	41
„Made in Vienna“	43
Ein Gelübde in Pidgin-English	44
Taufe mit Barnabas	49
Eine Rüstzeit	50
Der Kargo-Kult	52
Hoffnung für Manus	54

Hongkong

Die Blindenmission	56
Das Zeugnis von Pastor Lee	60
Der Bote Jesu Leung Sing Sang	62
Freude an der Jugend	67
Der Glaube, der in der Liebe tätig ist	72
Ein Blick nach China	74

Thailand

Es geht nicht ohne Ochsen	88
Die „Kirche Christi in Thailand“	91
Die Geschichte der „Geisterinsel“	95
Gott braucht Aussätzige	99

Indien

Ein Morgen in Kalkutta	102
Im indischen Dorf	105
Von 6.30 Uhr bis 23 Uhr	106
Martin Luther und „Dr. Ida“	109
Die Kirche von Südindien	114
„Boys Towns“ und Tageskosthäuser	117
Ein Wort zum Schluß	122

Von dem Verfasser dieses Buches erschienen in unserer
Kurzbiographienreihe

„ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES“

folgende Lebensbilder:

- Band 16/17 **Otto Funcke**
Ein echter Mensch — ein ganzer Christ
- Band 22/23 **Jakob Gerhard Engels**
Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu
- Band 29/30 **Ludwig Hofacker**
Gottes Kraft in einem Schwachen
- Band 31/32 **Gräfin Waldersee, Tante Hanna,
Mutter Fischbach**
Drei Frauen im Dienste Jesu
- Band 59/60 **Alfred Christlieb**
Beter und Schriftforscher
- Band 62/63 **Der alte Rahlenbeck, Ohm Michel,
Vater Wirths**
Wie Gott Originale formt
- Band 79/80 **Ernst Gottlieb Woltersdorf, Friedrich Traub**
Zwei Frühvollendete
- Band 94/95 **Gerhard Tersteegen**
Ein Leben in der Gegenwart Gottes
- Band 131/132 **Ludwig Harms**
Gottes Rufer in der Heide
- Band 162 **Marie Durand**
Die hugenottische Bekennerin

Einzelband DM 2,—; Doppelband DM 2,50

BRUNNEN-VERLAG GMBH GIESSEN UND BASEL

In unserer Taschenbuchreihe
BRUNNEN-TASCHENBUCH
erschienen bisher:

- Band 1/2 *Rudolf Irmeler*
Zwischen Moskau, Rom und Jerusalem
Erlebnisse auf vielen Reisen
- Band 3/4 *Ada von Krusenstjerna*
Im Kreuz hoffe und siege ich
Lebenserinnerungen
- Band 5 *Suzy Dind*
Selbst wenn man alles verlieren müßte
Tagebuchaufzeichnungen eines jungen Mäd-
chens
- Band 6/7 *Willi Hennes*
Aus einem Leben voll Freude
Lebenserinnerungen
- Band 8 *Eva von Tiele-Winckler*
Denksteine des lebendigen Gottes
Aufzeichnungen selbsterlebter Führungen
- Band 9 *Klaas Sluys*
Das Wunder von Boechout
Durchbruch des Evangeliums in Flandern
- Band 10 *Arno Pagel*
Kurs Australien — Südsee — Indien
Bilder und Begegnungen auf einer großen
Reise
- Band 11/12 *Horst Flachsmeyer*
Pioniere der Mission
Franz Xavier, David Livingstone,
Hudson Taylor
- Band 13 *Ella Schubert*
Rauhe Wege — nöt'ge Pflege
Gottes Führung durch eine siebenjährige
Gefangenschaft
- Band 14 *Rudolf Irmeler*
Hinter der Maske
Erlebnisse mit vielen Menschen

Einzelband DM 2,50; Doppelband DM 3,80

BRUNNEN-VERLAG GMBH GIESSEN UND BASEL

WERTVOLLE MISSIONSBÜCHER

Andrew Gih

Berufen zu seinem Reich

Zeugnisse, Berichte und Ansprachen aus der
Erweckungsbewegung in China

205 Seiten, 1 Tafel. Kartoniert DM 5,50

Das Buch bringt schlichte Zeugnisse über den Weg bekannter chinesischer Evangelisten zu Christus und berichtet über die Erweckungsbewegung, die Ende der zwanziger Jahre durch ganz China ging.

Leslie Lyall

Trotz Wind und Wetter

Die gegenwärtige Lage der Kirche in China

96 Seiten. Kartoniert DM 3,80

Ein hochaktuelles Buch über die Lage der bedrängten Gemeinde Jesu Christi in Rotchina, geschrieben aus gründlicher Orts- und Sachkenntnis. So dunkel der Weg und die Zukunft der gläubigen Gemeinde in China zur Zeit auch sind, der Glaube sieht hinter der gegenwärtigen Finsternis das Morgenrot eines neuen Tages.

Otto Scheuzger

Der neue Pfad

84 Seiten, 2 Bildtafeln. Kartoniert DM 3,20

Ein junger Missionar der China-Inland-Mission schildert in diesem Buch in erzählender Form die schwierigen Anfänge einer Missionsarbeit unter den noch völlig unzivilisierten Urstämmen der Miau in Nord-Thailand. Die kleine Erstlingsgemeinde in Gelbbach ist ein lebendiges Zeugnis für die froh und frei machende Kraft des Evangeliums.

BRUNNEN-VERLAG GMBH GIESSEN UND BASEL



ARNO PAGEL, geboren 1914 in Leverkusen, studierte in der Zeit des Kirchenkampfes Theologie und war „illegaler“ Vikar und Pastor der Bekennenden Kirche. Seine geistliche Heimat fand er in der Gemeinschaftsbewegung des Oberbergischen im Rheinland. Nach dem Krieg war er eine Reihe von Jahren Bundespfarrer des Deutschen Verbandes der Jugendbünde für entschiedenes Christentum (EC). Als einer der fünf Vizepräsidenten des EC-Weltverbandes pflegt er Kontakte mit der EC-Bewegung in aller Welt. Aus seiner bisher größten Reise ist der Bericht dieses Taschenbuches hervorgegangen. Seit kurzem steht der Verfasser in der Mitarbeit des Deutschen Gemeinschaftsdiakonie-Verbandes.



BRUNNEN TASCHENBUCH